# Sündenregister

der

# Franzosen in Teutschland.

---

Ein

Seitenstück zu der Schrift:

## Teutschland

## in seiner tiefen Erniedrigung.

---

Gesetzmäßige Regenten sind heilig: daß Unterdrücker nichts zu fürchten haben, ist weder nöthig noch gut.

Johannes Müller.

---

Germanien,
im Jahre der Wiedergeburt.
181[illegible]

4

schleudert. Für ein Ungeheuer, das die Erde mit Blut düngte und die Länder verheerte, den Menschen alle Hoffnung raubte und sie beinahe zur Verzweiflung brachte, — die Universalmonarchie — hat Napoleon und sein Volk Schandthaten verübt, bei deren Erinnerung den Menschen Grausen ergreift; Verbrechen begangen, welche beide ewig brandmarken, und Verheerungen angerichtet, dergleichen kein barbarisches Zeitalter aufzuweisen hat, und Elend und Jammer unter den Menschen verbreitet, welche darzustellen kaum der menschliche Geist Kraft und die Sprache kaum Worte genug hat. Des Heiligsten wurde gespottet und das Ehrwürdige wurde mit Füßen getreten; Menschen wurden abgemähet wie Gras; Eide wurden gebrochen, wie Verheißungen verlacht, und Redlichkeit wurde für Einfalt, Gutmüthigkeit für Dummheit gehalten. Lug und Trug herrschte, so weit die Macht der Franzosen reichte. Die Wahrheit wurde zum Mährchen, das Recht zum Hirngespinste gemacht und der Mensch als eine Zahl behandelt, deren sich der Kaiser Napoleon ohne Barmherzigkeit zur Auflösung seiner politischen Auf-

gaben bediente. Es sollte ihm die ganze Welt gehorchen und diesem ungeheuern Einfalle brachte er Hekatomben von Menschenopfern; die Geister und die Körper sollten seine Befehle anerkennen und er gebot, daß jene verstummen und diese bewegungslos werden sollten. Eine Todtenstille herrschte überall, wo den Kaiser Napoleon seine Eroberungssucht hinführte, und alle Lebenskräfte waren gleichsam erstarrt, wo er gebot. Nicht frei denken sollte der Mensch und eben so wenig nach eigener Einsicht und nach eigenem Willen handeln. Völker und Fürsten behandelte er gleichwegwerfend und beiden sann er gleiche Demüthigungen an.

Seiner Herrschsucht ist seit Jahren das Glück und die Freiheit der Welt, die Ehre und die Ruhe der Menschen geopfert worden. Für sie hat man beinahe in allen Winkeln Europens geraubt und gemordet; für sie sind die Saaten zertreten, die Fluren verheert und die Dörfer und Städte zerstört worden. Eine Welt war Napoleon zu klein: sein unruhiger Geist dürstete stets nach neuen Eroberungen. Ewiger Krieg war seine

Losung, und der Untergang aller Freiheit war das Ziel, dem er nachstrebte. Seiner Wuth und seiner Eroberungssucht ist vorzüglich Teutschlands Wohl und Ehre geopfert worden, und man hat in diesem Lande Verbrechen und Schandthaten und Nichtswürdigkeiten verübt, welche dem guten Menschen unglaublich vorkommen.

In diesem Buche haben wir versucht, ein Gemälde von dem zu entwerfen, was die Franzosen in Teutschland Schmähliches gethan haben, und einen Beitrag zur Geschichte der Verheerungen, der Mißhandlungen und der Verbrechen zu liefern, die sie sich in diesem Lande haben zu Schulden kommen lassen. Sieben lange Jahre haben sie in Nordteutschland wie Wüthrige gehauset, und sieben Jahre lang hat die teutsche Nation das schmähliche Joch der französischen Tyrannei ertragen. Mit dem Verlust der Schlacht von Jena verschwand aus Teutschland alle Freiheit und aller Wohlstand, und mit diesem unseligen Ereignisse begann ein Druck, der um so schmerzlicher und empörender war, weil wir fühlten, daß wir eines bessern Looses werth waren.

Man vernichtete allen freien Verkehr zwischen den Nationen, vertilgte alle Denk- und Preßfreiheit und würdigte das Volk und die Fürsten zu den elendesten Sklaven herab.

Wir haben die Franzosen von allen Classen, den Kaiser und seine Marschälle, den gemeinen Soldaten, wie den Angestellten hausen sehen, und in diesem Buche ihr Thun und Treiben genau nach dem Leben dargestellt. Wir wollten durch diese getreue Darstellung Abscheu gegen jedes Unrecht, Widerwillen gegen Sklaverei und Tyrannei, und Haß gegen jeden Druck frecher Willkühr erwecken, und indem wir der Wahrheit die Ehre gaben, wollten wir die Nachwelt warnen, den süßen Worten der Franzosen und ihren gleißnerischen Handlungen nie zu trauen. Sie verachten uns und sehen uns als Wesen niederer Art an, und wir sind es der Menschheit schuldig, nie zuzugeben, daß man uns den Rang und die Würde raube, die uns gebührt. Die Sinnlichkeit in allen ihren Verzweigungen ist die herrschende Triebfeder bei den Franzosen und ihr bringen sie ohne Bedenken das Wohl der gan-

zen Menschheit zum Opfer; es wäre Thorheit, Großes und Heilsames für das Menschengeschlecht von ihnen zu erwarten, so lange nicht eine bessere Erziehung und eine freie Verfassung ihre Denkart, wie ihre Gesinnung, umgewandelt hat und sie in dieser Hinsicht eine Revolution mit sich vorgenommen haben, die sie zu bessern und edlern Menschen macht, als sie im Ganzen jetzt sind.

Wir haben diese Schrift ein Seitenstück zu dem Buche: Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung, genannt, weil es mit ihm einerlei Absicht und einerlei Zweck hat. Wir würden ihm diesen Titel gegeben haben, wenn nicht dadurch Mißverständnisse entstanden wären; denn die siebenjährige Sklaverei, von der wir hauptsächlich die Züge zu unserer Schilderung entlehnt haben, ist die schmählichste Zeit Teutschlands gewesen.

Das Buch: Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung, erschien im J. 1806; kaum aber hatte es das Licht der Welt erblickt,

so wurden die Franzosen darauf aufmerksam und spürten sowohl dem Verfasser und Verleger, als den Verbreitern desselben nach. Man warf Verdacht auf den Buchhändler Palm in Nürnberg; französische Soldaten begiengen einen Friedensbruch, holten ihn aus seiner friedlichen Wohnung, schleppten ihn nach Braunau und hier wurde er auf Befehl des französischen Kaisers erschossen, zur Warnung für die Einen und zum Schrecken für die Andern. Diese Greuelthat wurde den 25. August 1806 an einem friedlichen teutschen Manne begangen, unter dem Vorgeben, „weil er seit langer Zeit dafür bekannt gewesen, daß er alle in Teutschland circulirenden Flugschriften verbreitet habe, welche dahin zielten, die Völker gegen ihre Souverains und gegen die Franzosen und die französische Armee aufzuwiegeln.“ Die Schriften, deren Verbreitung man Palm beschuldigte, waren dem Vernehmen nach folgende: 1) Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806. 2) Verstehen wir auch Bonaparte? 1806, und 3) Beleuchtungen über Napoleons Fortschritte zur Unterjochung Euro-

pens, 1805. Der unglückliche Palm war vor dem Kriegsgerichte von seiner Unschuld so fest überzeugt, daß er nicht einmal einen Vertheidiger annahm. Alle Umstände sprachen für seine Schuldlosigkeit, allein man achtete nicht darauf und sein Urtheil war der Tod. Um 11 Uhr Mittags wurde ihm der Ausspruch des Kriegsgerichts bekannt gemacht und schon um 2 Uhr Nachmittags sollte er erschossen werden. Nicht einmal so viel Aufschub gestattete man ihm, daß er seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen konnte. Um 2 Uhr führte man ihn auf den Platz, wo er erschossen wurde; allein die erste Salve traf so schlecht, daß er noch die Bitte äußern konnte, „man möchte sein Halstuch und seinen Oberrock an seine Familie nach Nürnberg schicken.“ Auch die zweite Salve verwundete ihn bloß, ohne ihn zu tödten, erst bei der dritten stürzte er zu Boden. Noch wurden 51 andere Personen der Theilnahme an der für Hochverrath erklärten Verbreitung jener Flugschriften angeklagt; allein ihre Namen hat man bis jetzt noch nicht erfahren. Die Buchhändler Kupfer in Wien und Eurich in Linz wurden in con-

tumaciam zum Tode verurtheilt, weil sie noch während des Kriegs von 1805 einige Exemplare von den Betrachtungen über Napoleons Fortschritte 2c. ins Ausland geschickt haben sollten.

Von eben dieser Militärkommission wurde auch der Kaufmann Schoderer aus Donauwörth zum Tode verurtheilt, weil er eine handschriftliche Genealogie der Bonapartischen Familie Einem seiner Freunde zum Lesen gegeben hatte. Doch wurde die Vollziehung dieses Urtheils aufgeschoben, weil sich der König von Bayern sowohl für ihn als für den Direktor der Stageschen Buchhandlung in Augsburg, Herrn Jenisch, verwandt hatte.

Mit solchen blutigen Greueln begann die französische Regierung ihre Zwingherrschaft in Teutschland, um von jedem Versuche zum Widerstande abzuschrecken und alles durch Furcht an einen demüthigen Sklavensinn zu gewöhnen. Allein ihr Werk ist ihr nicht gelungen: die teutsche Nation ist zu moralisch gesinnt und zu gebil-

det, als daß sie eine so freche Willkühr und eine solche zügellose Tyrannei auf die Dauer ertragen konnte. Muthig hat sie das entehrende Joch abgeschüttelt und Teutschland ist frei und mit der Freiheit ist die Hoffnung wieder zur Erde zurückgekehrt, von der sie das freche Spiel der Willkühr des Kaisers der Franzosen verscheucht hatte. Mögen die Teutschen die Freiheit weise benutzen und sich jedem geringen Anfange der Zwingherrschaft kräftig widersetzen, und dann werden sie eben so sehr geachtet als gefürchtet werden!

Im März 1814.

# I n h a l t.

Einleitung. . . . . Seite 1

Bedrückungen des Geistes, welche sich die Franzosen in Teutschland erlaubt haben. . . . . . . 6

Vernichtung des Handels und der Gewerbe in Teutschland. . . 25

Herabwürdigung der teutschen Fürsten. . 40

Erniedrigung und Bedrückung des teutschen Adels. . . . . 55

Herabwürdigung des teutschen Militärs. . . . . . . Seite 65

Erniedrigung des teutschen Volks. . . 70

Verheerung und Aussaugung der teutschen Länder. . . . . . . 80

Plünderungen, Verheerungen und Erpressungen, welche die Franzosen im Königreiche Sachsen verübt haben. 101

Beschluß. . . . . . . . 128

# Einleitung.

Künstlich war der Plan ausgesonnen, den der Kaiser Napoleon beabsichtigte; rasch wurde er durchgesetzt und mit einem Glücke gekrönt, welches die Welt gleichsam verzauberte. Die ganze weite Erde wollte er sich unterwerfen; herrschen wollte er vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne, und nirgends sollte sich ein Gebot vernehmen lassen, als das Seine. Kein Gedanke sollte das Licht der Welt erblicken, der nicht seinen Stempel trüge; kein Ausspruch sollte die Meinungen der Menschen bestimmen, der nicht seine Genehmigung zuvor erhalten habe; keine Einrichtung sollte hervortreten, die nicht Frankreich ihr Daseyn verdanke. Französische Gesetze, französische Sitte und Denkart, französische Sprache und Literatur sollten weit und breit herrschen, und ausgetilgt werden sollten alle kräftigen und geistvollen Sprachen des festen Landes von Europa. Durch diese schauerliche Einförmigkeit wollte man sich das Regieren erleichtern, wie man sich leichter Gehorsam zu verschaffen suchte. Dem Hochmuthe des Kaisers Napoleon, der Eitelkeit

der französischen Nation sollten alle Eigenthümlichkeiten anderer Nationen aufgeopfert werden, und die westphälische Regierung, eine bloß über und für Teutsche gebietende Regierung, schämte sich nicht zu erklären, daß im westphälischen Moniteur das Französische das Original, das Teutsche aber bloß die Uebersetzung sey, und daß jenes der Text der Gesetze seyn und als Norm gelten solle. So höhnte man die teutsche Nation und so verspottete man ein gebildetes Volk mitten in seinem Vaterlande. Man scheuete sich vor keinen Anmaßungen, man verübte jede Greuelthat und erlaubte sich jeden Frevel ohne Scheu und Hehl, und wähnte, die Teutschen müßten noch Gott danken, daß man ihnen das Sonnenlicht ließe.

Was wollte denn aber der Kaiser Napoleon mit der Unterjochung aller Völker? Was hatte er für eine Absicht, daß er sinnlos Alles zerstörte und zwecklos Neues gründete, und was bezweckte er mit seiner Universalmonarchie? So ehrgeitzig und herrschsüchtig er auch ist, so ist seine Furcht vor dem Tode, die Besorgniß der Vernichtung seines Herrscherstammes und der Schrecken vor der Strafe, die bei jeder Umwandlung der Dinge auf ihn lauert, doch noch weit größer. Die Herrschsucht verträgt sich noch mit der Großmuth, aber nicht die Furcht; jene gestattet noch edle Gefühle, eine hochherzige Denkart und Erhabenheit des Charakters, aber nicht das Grauen vor dem Tode, der Zerstörung und der

Strafe, welche alles Große und Herrliche im Keime erdrückt. Daher plagt den Kaiser Napoleon die niedrigste Rachsucht; zum Präfekten von Hanau sagte er deshalb den 31. Oct. 1813, nach der Schlacht bei dieser Stadt, „es sey seine Absicht gewesen, die halbe Stadt in Flammen zu setzen und ihr empfindlich zu schaden, weil sie die Bayern und Oesterreicher mit Hurrahrufen und Vivatgeschrei empfangen habe;" daher seine zwecklose Zerstörungssucht, sein sinnloses Morden und seine unbeschreibliche Geistestyrannei. Eine ungeheuere Furcht geißelt ihn bei Tage und bei Nacht; das böse Gewissen läßt ihn nicht rasten; daher zerstört und mordet er unaufhörlich, um dasselbe zu betäuben und seine Stimme durch das Geschrei des Elendes und Jammers zu überschreien. Sein Leben und dessen Erhaltung ist die große Triebfeder seiner grauenvollen Thaten; für sein Daseyn opfert er Menschen in Schaaren, verheert er Länder und wandelt er Staaten um. Sich berücksichtigt er bloß, wenn er aufbauet und niederreißet; sich sieht er als den Mittelpunkt an, um den sich Geister und Körper drehen sollen, und seinem Egoismus soll dienen, was lebt und sich bewegt. Daher alles, was er thut, in einer so fürchterlichen Gestalt erscheint; daher seine Liebe und sein Haß gleich furchtbar; daher er als Freund und Feind gleich gefährlich ist. Brüder verfolgt er wie Fremdlinge; beide tritt

er in den Staub, und gegen beide scheuet er sich keiner Frevelthat.

Und dieser furchtbare Mann beherrscht die eitelste, zerstörungssüchtigste und unruhigste Nation der Erde. Sie ist der schnellste Diener seines Zorns und seiner Rache; der geduldigste Sklave seiner Befehle und seiner Einrichtungen. In den Kampf jagt er sie nach allen Gegenden der Erde und immer vollzieht sie seine Gebote zu ihrem eigenen Unglücke. Nichts schonend, wie ihr Gebieter; kein Mitleid habend, wie ihr grausamer Beherrscher, überschwemmte sie Länder und Erdtheile, und verwandelte sie in eine schauerliche Ruine. Furchtbare Denkmäler der Zerstörung und der Barbarei der Franzosen sind Aegypten, die Schweitz, Teutschland und Rußland; wo sie ihren Fuß hinsetzte, da wandelt man jetzt auf Trümmern; wo sie kriegte, da liegen Dörfer und Städte in Schutt und Graus; wo sie hausete als Freund oder Feind, da herrscht jetzt Armuth und Verzweiflung. Nie gab es ein Volk, das so verheerend die Länder durchzog, wie das französische, und diese zerstörungssüchtige Nation hat in Teutschland mehrere Jahre lang auf eine Art geschaltet, daß sie sich den Haß und die Verwünschung aller edeldenkenden Männer und Frauen, des Kindes, wie des Greises, zugezogen hat. Unsere Gutmüthigkeit sah sie als Dummheit, unsere Achtung gegen das Recht als Schwäche, und unsere Menschenliebe als Zahmheit an. So spottete

man unserer Tugenden, wie man uns mißhandelte und aussaugte; so behandelte man uns als die elenden Werkzeuge der gehässigsten und niederträchtigsten Leidenschaften, und führte uns in ferne Kriege gegen Völker, die uns nichts zu Leide gethan hatten, und schmiedete für uns stets neue Ketten. Man wollte uns an Körper und Geist zerknicken und jedes Wiedererwachen zu einem bessern Seyn und zur Freiheit unmöglich machen. Daher that man alles, was die Teutschen in Armuth und Elend stürzen und was ihnen den Haß und die Verachtung aller noch freien Völker zuziehen mußte. Man übte einen Geistesdruck ohne Gleichen aus, wie man eine Handelssperre einführte, welche alle Hülfsquellen austrocknete; man lähmte alle Gewerbe, so wie man allen Lebensgenuß trübte, und suchte uns sogar jede Hoffnung besserer Zeiten zu rauben.

---

## Bedrückungen des Geistes, welche sich die Franzosen in Teutschland erlaubt haben.

Für ein gebildetes Volk ist nichts empörender, als Geistesdruck; gern giebt es Gut und Blut her, wenn man es nur frei denken und sprechen läßt, und sich keine Eingriffe in das Gebiet des Gewissens erlaubt. Die Bedrückungen, welche die Franzosen in Teutschland gegen das freie Denken und Schreiben ausgeübt haben, sind eben so empörend, als zahlreich. Der Kaiser Napoleon hatte von jeher einen großen Haß gegen die teutschen Gelehrten; sie nannten jede Sache bei ihrem wahren Namen, sie bekrittelten alle seine Einrichtungen und machten auf seine Anmaßungen aufmerksam. Dies wurmte ihn, und er erklärte in seinem Zorne mehr als einmal, er wolle die teutschen Schriftsteller schon auf die Finger klopfen, er werde ihnen schon das Dintenfaß aus den Augen rücken; sie räsonnirten über alles, und wollten alles besser wissen, als er; es gäbe keine größern Feinde seiner weltbeglückenden Plane, als die teutschen Gelehrten. Daher sagte der Marschall Davoust einst öffentlich: „es werde nicht

eher besser in Teutschland gehen, als bis er einen teutschen Fürsten, einen teutschen Gelehrten und einen teutschen Kaufmann habe erschießen lassen." Der Direktor der geheimen Polizei im Königreiche Westphalen, General Bongars, der ehemals bei einem kleinen teutschen Fürsten Stallmeister gewesen war, sagte einst zu einem teutschen Gelehrten, der die französischen Heere nicht genug gerühmt und nicht gesagt hatte, daß die Russen, die Oesterreicher, ihren Anblick nicht ertragen könnten, „er wisse recht gut, daß die teutschen Gelehrten den Sturz Napoleons zur Absicht hätten, und daß sie seine Plane und Unternehmungen auf alle ihnen mögliche Weise hinderten; allein er werde schon alles anwenden, was in seinen Kräften stehe, um diese Jacobiner zu vernichten; er kennne ihren Widerwillen gegen die Franzosen, aber er wolle sie diese schon lieben lehren; unbedingten Gehorsam des Volks gegen die Befehle ihrer Fürsten, besonders aber ihres erhabenen Protektors, sollten sie predigen; allein dafür verbreiteten sie aufrührerische Ideen und antifranzösische Gesinnung. Der Kaiser Napoleon werde aber die Schreier schon verstummen machen, wie er dies in Frankreich bewirkt habe; er werde daher jeden einkerkern oder erschießen lassen, welcher Meinungen verbreite, die gegen Frankreichs Interesse wären."

Zur Befriedigung des Hasses des Kaisers Napoleons gegen die teutsche Literatur und die teutschen Schriftsteller, und zur Unterdrückung jeder wahren Ansicht der Dinge mußten die teutschen Fürsten alle Denk= und Preßfreiheit vernichten; die Fürsten, wie das Volk, wurden von dem Kaiser Napoleon dafür verantwortlich gemacht, wenn eine Aeußerung in einem Lande zum Vorscheine kam, welche keine Lobrede auf den Beherrscher der Franzosen war. Alles zitterte und alles beeiferte sich, den kühnen Wahrheitsforscher von sich zu stoßen. Geächtet war er, wie ein Gottloser, und bedrückt, wie ein Verbrecher. Die Regierungen boten alle ihre Gewalt auf, um kein Buch, das der Wahrheit über die neuesten Ereignisse nur im geringsten die Ehre gab, erscheinen zu lassen, und kam irgend ein Ausdruck oder ein Gedanke darin vor, der nicht mit dem gewöhnlichen Stempel der sklavischen Anbetung des Kaisers Napoleons ausgeprägt war, so wurde das Buch sogleich verboten, sein Verfasser vor Gericht gezogen, und er und der Drucker und der Verleger wurden bestraft.

Die teutschen Regierungen mußten nun Censoren anstellen, welche alle politischen Schriften und alle Werke, welche Bezug auf die neuere und neueste Geschichte hatten, nach besondern sehr strengen Vorschriften censirten, die man ihnen ausdrücklich ertheilte; was die Wahrheit, was das Recht forderte, das durfte nicht mehr

erscheinen; ungescheut aber trat hervor, was dem Kaiser Napoleon das Rauchfaß gerade ins Gesicht warf. Die Wörter: Gerechtigkeit, Freiheit, Nemesis, politisches Gleichgewicht und mehrere Andere wurden in jedem Manuscripte gestrichen; kein Motto, aus einem alten römischen oder griechischen Schriftsteller entlehnt, das auf Napoleon nur von fernher gedeutet werden konnte, durfte stehen bleiben. Von den Launen der Censoren hieng eben so viel, als von ihrer Anhänglichkeit an die Franzosen ab. Sie standen mit den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten in unmittelbarer Verbindung, und mußten ihnen von allem, was gedruckt werden sollte, Nachricht geben. Die französischen Gesandten und Consuls paßten auf jedes Buch, auf jede Zeitung auf, welche in dem Lande erschien, in welchem sie angestellt waren, und da durfte nichts gedruckt werden, was nicht der Kaiser Napoleon gut hieß. Die Fürsten wurden bestürmt und bedrohet, und aus Ueberdruß vor solchen steten Anläufen willigten sie in die strengsten Maaßregeln gegen alle Schreib- und Preßfreiheit ein.

Der furchtbarste Geisteswächter in Teutschland aber war der Marschall Davoust. Einige Teutsche, Verräther ihres Vaterlandes, bezahlte er reichlich; diese mußten jede Schrift, jede Zeitung durchlesen, welche in Teutschland erschien. Oft verdrehete man die Worte auf die

grausamste Weise, um etwas Verdächtiges herauszuklügeln. Man wollte Schlachtopfer haben, und so fand man sie. Man witterte Ketzerei, und jeder Gedanke wurde feindselig gegen Frankreich gedeutet. Viele Schriften sind daher verboten worden, die kaum das Licht der Welt erblickt hatten; mehrere Schriftsteller sind von ihren Regierungen zur Rede gesetzt, und mit den stärksten Strafen bedrohet worden, wenn sie sich noch dergleichen zu Schulden kommen ließen. Der Marschall Davoust denuncirte sie in dem Hamburger Correspondenten, und wehe der Regierung, welche diese Winke zur Strenge nicht benutzte! So mußte sich Teutschland unter ein Joch beugen, wo ihm sogar jede Klage als Verbrechen angerechnet wurde, und es jede Schmach und Schande ertragen mußte, ohne daß ein Wort der Vertheidigung dagegen vorgebracht werden durfte.

Sogleich beim Vorrücken der Franzosen in Nordteutschland im J. 1806 wurden mehrere Gelehrte geächtet; man verlangte ihre Verhaftung, allein das Beispiel Palms, den man auf eine unerhört ungerechte Weise ermordet, hatte sie gewarnt, und sie hatten sämmtlich ihre Wohnörter verlassen. Man suchte den Capellmeister Reichardt in Halle, den Dr. Bergk in Leipzig, den Herrn von Kotzebue und Merkel in Berlin und den Professor Arndt in Greifswalde auf. Diese Männer hatten gewagt, teutsch zu denken und Unrecht Unrecht,

Barbarei Barbarei zu nennen; dies verzieh man ihnen nicht. Man verfolgte sie unaufhörlich, und Mehrere von diesen kamen während der ganzen langen Sklaverei Teutschlands nicht wieder in ihr Vaterland zurück, sondern verweilten im Auslande. Gegen Einen und den Anderen, welcher zurückkehrte, fiengen ihre eigenen Regierungen Untersuchungen an, und wenn sie sie nicht schuldig fanden, so mußten sie doch die Kosten einer Untersuchung tragen, welche sie nicht veranlaßt hatten. Die Spione der Franzosen waren angewiesen, ein besonders genaues Augenmerk auf sie zu haben, um sie wegen des Vergangenen zu züchtigen. Der Doctor Bergk gab im Jahr 1809 vom Febr. bis zu Ende des Jahres die Leipziger politische Zeitung heraus; kaum hatte er die Redaktion übernommen, so schrieb man von Leipzig aus einen Brief an den sächsischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bose, der sich damals mit dem Könige von Sachsen zu Warschau befand, in welchem es hieß: „es sey eine unverzeihliche Vermessenheit, daß man die Redaktion der L. pol. Zeit. einem Feinde der Franzosen übertragen habe, der schon im J. 1806 von ihnen bei ihrem Einrücken in Leipzig aufgesucht worden sey.“ Und als gegen das Ende des Jahres die Leipziger politischen Zeitungen von neuem verpachtet wurden, machte man es dem neuen Pachter zur ausdrücklichen Bedingung, dem bisherigen Redakteur, als

einem Feinde der Franzosen, ja die Redaktion nicht länger zu lassen, sondern sie einem Andern zu übertragen.

Auf die schändlichste Weise wurde Bran, der ehemalige Redakteur der Minerva und der nordischen Miscellen, verfolgt. Der Marschall Davoust hatte durch einen Menschen, der sich aus Privatabsichten an Bran rächen wollte — er heißt Röding — erfahren, daß er Cevallos bekannte Schrift übersetzt habe. Sogleich beschloß er seine Verhaftung, und schickte einen Courier nach Leipzig, wo sich Bran damals aufhielt; zum Glück erhielt derselbe von dem Vorhaben des Marschall Davousts noch zeitig genug Nachricht, um wenigstens seine Person in Sicherheit zu bringen. Er nahm seine Zuflucht nach Oesterreich, wo ihm die Regierung einen liberalen Schutz zugestand und Sicherheit versprach.

Französische Gensdarmen kamen nach Leipzig, ergriffen den Buchhändler Köhler, und wollten ihn nach Erfurt vor ein Kriegsgericht abführen. Er hatte ein Exemplar der geheimen Geschichte von St. Cloud verkauft, und in Thüringen hatte sich ein Verräther gefunden, in welchem Lande es keine geben sollte. Er wurde ins Gefängniß geworfen, und als er seine Freiheit wieder erhielt, mußte er eine Bürgschaft von mehrern hundert Thalern stellen. In Würzburg wollten französische Gensdarmen den Buchhändler Stahel, und in Tübingen den

Buchhändler Dr. Cotta aufheben, allein ihre Fürsten nahmen sich ihrer an, verhafteten die französischen Gensdarmen und beschwerten sich über diese Eingriffe in ihre Souverainitätsrechte. Allein Napoleon lachte über diese Beschwerden, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten suchte sie zu entschuldigen und die Franzosen trieben ihr freches Spiel nach wie vor fort. Sie achteten weder Anstand noch Gebräuche, sondern thaten, was der Kaiser Napoleon in seiner Wuth befahl.

Der Hofrath Becker in Gotha wurde wegen eines Aufsatzes in der Nationalzeitung, der teutsche Bund betitelt, von französischen Soldaten aus dem Schooße seiner Familie gerissen und nach der Festung Magdeburg geschleppt, wo er lange Zeit saß, ohne daß der Commandant wußte, daß er einen solchen Gefangenen habe, bis diesem eine Thür den Fuß zerschlug, wo der Commandant erstlich von Beckers Verhaftung Nachricht erhielt. Achtzehn lange Monate saß er da, ehe er seine Freiheit wieder bekam. Seine Gattin reisete im May 1812 nach Dresden, und wollte seine Freilassung bei dem Kaiser Napoleon erflehen; allein der Herzog von Bassano ließ sie nicht vor ihm, sondern sagte, er wolle dem Kaiser schon selbst die Sache vortragen. Wahrscheinlich wußte Napoleon noch gar nichts von Beckers Verhaftung; denn sie war auf des Polizeiministers Savary und des

Marschall Davousts Befehl geschehen, welche Beckern als einen Aufruhrstifter betrachteten. Als endlich die Gattin Beckers im April 1813 einen Fußfall vor dem Kaiser Napoleon in Gotha bei dessen Durchreise durch diese Stadt that, und um die Freilassung ihres Gatten bat, erklärte er, sie möchte es ihrem Gatten sagen, er solle sich hinführo nicht mehr in Politik mischen.

Der geheime Rath Schmalz wurde im J. 1808 auf Befehl Davousts wegen einer Addresse an die Preußen eingekerkert und nur erst nach vielen Vorbitten wieder frei gelassen. Die Addresse war sehr patriotisch, enthielt aber weder etwas Aufrühreriſches, noch etwas für die Franzosen Beleidigendes. Der Marschall Davoust wüthete gegen alles, was teutschem Patriotismus ähnlich sah, und haßte alles, was Teutsch hieß.

Der Herr von Zimmermann in Braunschweig hatte in seinem Taschenbuche der Reisen bei der Schilderung von China auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht, welche der seelenlose Despotismus für Völker und Länder habe. Diese Aeußerungen spähete ein literarischer Aufpasser aus, und auf Befehl Davousts wurde er in Verhaft genommen. Die französischen Gewalthaber herrschten in Teutschland, als ob dies keine eigenthümlichen Regenten mehr habe; sie verhafteten und plünderten, als ob ihnen alles an allen Oertern auf der Erde

erlaubt sey. Die teutschen Fürsten sahen sie bei ihren Gewaltstreichen als Frankreichs unterthänige Diener an, und hielten sich bei jedem noch so regellosen Verfahren ihrer Zustimmung für gewiß.

Der Kriegsrath Müchler in Berlin hatte ein Gedicht: der Eroberer betitelt, verfertigt; der Marschall Davoust erhielt Nachricht davon, und beschloß die Verhaftung des Verfassers. Als die Gensdarmen nach seiner Wohnung hin giengen, trat Müchler aus der Thüre, gieng vor ihnen vorbei, und es war ein Glück, daß ihn niemand darunter erkannte. Er begab sich auf das Land; aber auch hier erhielten die französischen Spione Kunde von ihm; doch noch einmal begünstigte ihn das Glück, den Gewaltstreichen der Franzosen und ihren ungerechten Eingriffen in eine fremde Gerichtsbarkeit zu entgehen.

Seume hatte abgerissene Bemerkungen über die neuesten Ereignisse und über den Helden des Tags hinterlassen. Sein Freund, der Maler Schnorr, sammelte sie und gab sie mit einer Vorrede heraus. Nicht lange nach ihrer Erscheinung wurden sie verboten und der Herausgeber wurde zur Verantwortung gezogen. Der Milde und Humanität der Männer, welche die Sache untersuchten, hatte es zu verdanken, daß dies weiter keine nachtheiligen Folgen für ihn hatte.

Sehr gewöhnlich belauerte man die Bayreuther Zeitung, deren Herausgeber der

Sekretär Herr Schmid ist, die Zeiten von Voß und die Minerva. So streng auch die Censur dieser Zeitschriften war, so genügte sie doch der französischen alles bespähenden Polizei nicht. Diese wollte, es sollte kein Gedanke mehr erscheinen, der nicht Frankreichs Uebermacht als die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht prieße.

Herr von Cölln gab im Jahr 1811 eine periodische Schrift die Fackeln heraus; kaum war sie erschienen, so wurden die französischen Gesandten, die überall ihre Spione hatten, aufmerksam darauf. Das Buch wurde verboten, und der Herr Sekretär Lüders in Altenburg wurde wegen eines Aufsatzes in denselben in Anspruch genommen.

So verfolgten die französischen Behörden in Hamburg auch die Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen, auch Relationen von Schlachten ꝛc. welche man zu verbrennen drohete, wenn sie sich ferner daselbst zeigten.

In der allgemeinen Modenzeitung erschien ein kleiner Aufsatz über den veränderten Gang des englischen Handels und über seinen noch immer blühenden Zustand. Die Hauptzüge desselben waren aus einer Schrift von d'Ivernois entlehnt, und auch in Bredows und Venturinis Chronik des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden. Diesen Aufsatz nahm auch die Baireuther Zeitung auf, auf welche man

schon seit mehrern Jahren sehr aufmerksam war, und auf diese Art kam er französischen Angebern zu Gesichte. Zu einer und derselben Zeit erschienen in dem Hamburger unpartheiischen Correspondenten und in der allgemeinen Zeitung Aufsätze gegen die allgemeine Modenzeitung, deren Herausgeber ein Feind der Franzosen und ein Freund der Engländer gescholten wurde; selbst die sächsische Regierung wurde aufgefodert, ihn zur Verantwortung zu ziehen, und ihn entweder erschießen oder wenigstens auf Lebenszeit einkerkern zu lassen; aber die Regierung that weder das Eine noch das Andere, sondern beschränkte bloß die Sphäre der Gegenstände, welche in der obigen Zeitschrift zu berühren seyn.

Schon seit mehrern Jahren verfolgten die Franzosen den Dr. Heinichen, welcher zu mehrern Zeitschriften Beiträge geliefert und auch im J. 1810 die Staatsweisheitslehre oder die Politik von J. v. Müller dargestellt und ergänzt hatte. Im J. 1811 aber war es demselben unmöglich, noch irgendwo die Aufnahme eines Aufsatzes unter seinem Namen zu erhalten, so sehr fürchtete man den Zorn der Franzosen; und da man wußte, daß diese sich eben so wenig aus dem Rechte machten, als aus der Ehre, so wich man ihnen aus, wo man konnte.

Es war gefährlich, sich in Schriften auf teutsche Treue, teutsche Rechtlichkeit und auf den teutschen Charakter zu berufen. Die Franzosen fürchteten, das teutsche Volk möchte erwachen; daher verfolgten sie alles, was an die Teutschheit erinnerte. So zeichnete man einst in Fahnenbergs Magazin für die Handlung ein Bruchstück aus Luthers Schriften von Kaufhandlung und Wucher als verdächtig an, und zwar wegen des Schlusses: aber laßt gehen, es will doch also gehen. Wir Teutsche müssen Teutsche bleiben, wir lassen nicht ab, wir müssen denn."

Schmählich war besonders das Verfahren, das die Franzosen und ihre Anhänger in Hamburg gegen teutsche Zeitschriften und Bücher und gegen ihre Verfasser verübten. Viele der Ersten wurden auf immer verboten, Andere wurden bloß in einzelnen Stücken, in denen man etwas Verdächtiges ausspürte, geächtet; ja eine oder zwei Zeitschriften wurden sogar verbrannt. Besonders zeigten sich ein paar Polizeicommissäre und zwei Menschen, die sich für Gelehrte ausgaben, als die unermüdetsten Angeber und Verfolger aller Schriften, welche der Sache der Franzosen keine Lobreden hielten. Die Wuth dieser Leute gieng so weit, daß sie selbst diejenigen verfolgten, die etwa eine solche Schrift gelesen hatten. Besonders arg machte es ein Franzose, d'Aubignose, der gern in seinem Grimme alles von der Erde

vertilgt hätte, was nicht so fühlte und dachte, wie ein besessener Franzose. Oeffentlich und heimlich erklärt sich der Mann, es komme den Unterthanen nicht zu, über Politik zu sprechen, oder zu schreiben, dieselbe sey bloß Sache der Fürsten und ihrer Regierungen, als ob an der letztern nicht Personen Antheil hätten, welche immer und ewig Unterthanen sind und bleiben. Als dummes Vieh betrachtete und behandelte er die Teutschen, und er hätte sie gern gleich Schaafen zu scheeren gewünscht. Furchtbar war das Loos, das Teutschland gefallen war, sein Schicksal von Männern geleitet zu sehen, welche von den wildesten Leidenschaften zerrissen wurden, und die eben so unmenschlich dachten, als sie frevelhaft und gottlos handelten.

Die strengsten Maaßregeln mußten auf Befehl der französischen Regierung zur Unterdrückung jeder Wahrheit und jeder freien Aeußerung ergriffen werden. Kaum waren die Bemerkungen über den Frieden zu Wien, 1810, die Fackeln, 1811 und andere Werke erschienen, so wurde ihr Verkauf auch verboten, und die noch vorräthigen Exemplare mußten abgeliefert werden. Nicht genug, daß man Bücher, welche etwa eine für anstößige gehaltene Stelle enthielten, verbot, man erließ auch den Befehl, jedes Buch, das ohne den Namen des Verlegers erschiene, sogleich in Leipzig an die Büchercommission abzuliefern. Die Biene von Kotzebue wurde ver-

boten, und man hätte gern sich des Verfassers zu bemächtigen gewünscht.

Diese Verfolgungen gegen alle Bücher und Zeitschriften, ihre Verleger und Verfasser, waren nicht das Werk teutscher Fürsten und ihrer Minister; sie mußten sich zu Bedrückungen hergeben; die Uebermacht der Franzosen war eben so groß, als anmaßend, und sowohl der Privatmann, als der Herrscher wurde von ihr zermalmt. Sie scheuete keine Ungerechtigkeit, und erlaubte sich jede noch so schändliche Maaßregel. Unter einem besonders schmählichen Zwange seufzten die politischen Zeitungen, die von allen Seiten mit Argusaugen bewacht wurden; ob sie schon nichts enthielten, was den Franzosen hätte verdächtig vorkommen können, so waren diese doch nicht zufrieden damit, weil sie Napoleon und die Franzosen nicht genug erhoben und ihnen nicht genug schmeichelten. Alle Feinde der Franzosen sollten sie als ihre eigenen betrachten; die ganze spanische Nation sollten sie als Räuber schildern, die Engländer als Barbaren, und die Oesterreicher und Russen als Treulose. Durch Schimpfen sollten sich die Zeitungsschreiber Ansprüche auf die Gunst der Franzosen erwerben, und wer nun dies nicht that, der war ein Anhänger der Engländer, welches gleichsam eine fixe Idee aller Franzosen war, welche Gewalt hatten.

Die teutschen Schriftsteller und ihre Bücher standen nicht bloß in ihrem Vaterlande unter der strengsten Aufsicht, sondern auch der Polizeiminister von Frankreich führte ein Register über sie, auf welchem die Ersten entweder als offenbare Feinde, oder als verdächtig bezeichnet waren. Der General Savary hatte einen besondern Ausschuß niedergesetzt, der aus sich zu Paris aufhaltenden teutschen Gelehrten besteht, welche die in Teutschland erscheinenden politischen und geschichtlichen Bücher und Zeitschriften, welche mit der Politik oder mit dem Geiste der Zeit nur in der geringsten Verbindung stehen, durchlesen, alles Verdächtige aufzeichnen und dem Polizeiminister davon Bericht abstatten müssen. Mehrere Zeitschriften wurden alle Wochen, andere alle Monate nach Paris geschickt, und von den dortigen Geisteswächtern durchgesucht. Gewöhnlich hatte der Buchhändler Schöll in Paris die Besorgung solcher Schriften, der sie aber von dem Polizeiminister nicht bezahlt erhielt, und deshalb auch die teutschen Buchhändler nicht allemal bezahlen wollte. In Paris saß ein Tribunal für Ketzer, das an Unduldsamkeit mit den spanischen Inquisitionstribunalen wetteiferte. Beide wollten alle Wahrheit von der Erde vertilgen, und den armen Sterblichen allen Trost und alle Labung rauben. Beide scheueten sich nicht, Menschenblut zu vergießen, und beide kannten keinen andern

Zweck, als die Austilgung alles Forschens nach Wahrheit und Recht.

Wollte ein teutscher Buchhändler Bücher nach teutschen Provinzen senden, welche der Kaiser der Franzosen ohne Fug und Recht Frankreich einverleibt hatte, so mußte man erst von dem Direktor des Buchhandels zu Paris, dem General Pomereuil, einen Erlaubnißschein sich verschaffen; hier mußten die Büchertitel genau angegeben werden, worauf die Erlaubniß zur Einführung erfolgte; allein dies schützte nicht gegen ein nachheriges Verbot oder gegen die Wegnahme eines Buchs, sobald etwas entdeckt wurde, was den Franzosen mißfällig war. Vorzüglich scharf verfuhr man in dieser Hinsicht in Hamburg, wo das Spionenwesen auf das Höchste getrieben war, und wo oft Leute ohne Ehre und ohne Achtung gegen alle Freiheit die Durchsicht der Bücher über sich nahmen. In Hamburg öffnete man auch die Bücherpackete, welche durch diese Stadt nach den dänischen Staaten giengen, und aus denen man die Schriften herausnahm, die man entweder als verboten ansah, oder für verdächtig hielt. Man brachte es endlich so weit, daß kein Buchhändler in den dänischen Staaten seine Bücher mehr über Hamburg kommen lassen konnte. Auf diese Art und wegen anderer lästigen Einrichtungen wurde der literarische Verkehr außerordentlich erschwert, und die Geistesbildung auf mannichfaltige Weise gehindert. Man

schikanirte, man belästigte und man raubte so den Menschen jede frohe Stunde. Zu elenden vegetirenden Geschöpfen wollte man freie selbstständige Wesen herabwürdigen und sie an einen ehrlosen leidenden Gehorsam gewöhnen.

Durch ihre Geistestyrannei in Teutschland wollten die Franzosen die Teutschen dumm und einfältig machen; die Verbreitung von Kenntnissen und Aufklärung wollten sie verhindern, und den Sinn für Wahrheit und Recht austilgen; denn sie waren des Wahnglaubens, ein unwissendes und dummes Volk gehorche williger und schneller, als ein einsichtsvolles und aufgeklärtes. Eine in Aberglauben versunkene Nation fühlt freilich kein Bestreben, das, was wahr und recht ist, der Welt bekannt zu machen, und richtige Einsichten über das zu verbreiten, was geschieht. Die Franzosen glaubten also, daß, wenn die Teutschen wieder eben so dumm als abergläubisch würden, sie der Welt keine Nachrichten von den Schandthaten, Greueln und Verwüstungen hinterlassen würden, die sie in Teutschland verübt haben. Blinder Gehorsam, wie blinder Glaube, war das Ziel, wornach sie strebten; eine Stille sollte in Teutschland herrschen, wie über Gräbern; da sollte kein Laut, keine Klage erschallen; jeder Fluch wurde den Unglücklichen als Verbrechen angerechnet, jeder Seufzer als Aufruhr gedeutet, und jeder Wunsch nach der Rückkehr der alten Zeit als eine Auffoderung zum Aufstande

gegen den Kaiser Napoleon betrachtet. Daher unterdrückte man alles, was der Welt über das Spiel, das man mit den Menschen trieb, die Augen öffnen konnte; daher zermalmte man alles, was gegen die Frevel erbittert war, welche sie sich gegen Hohe und Niedere erlaubten. So lange sich noch die Wahrheit vernehmen lassen konnte, glaubte der Kaiser Napoleon auf seinem Throne nicht sicher zu seyn; so lange nicht eine Welt vor ihm niederstürzte und ihn anbetete, erblickte er in ihr nichts als Rebellen gegen seine Macht und seine Größe; daher seine Unduldsamkeit und seine Verfolgungssucht, seine Unterdrükkung aller Geistesfreiheit und alles Fortschreitens zum Besseren. Im Finstern und in der Unwissenheit der Völker suchte er seine Sicherheit; allein Europa war zu gebildet und zu einsichtsvoll, als daß nicht in aller Herzen der geheime Entschluß genährt werden sollte, die erste günstige Gelegenheit zur Vernichtung einer Tyrannei zu ergreifen, welche alle Blüthen des Geistes zu zertreten und alle Wahrheit und alles Recht von der Erde zu vertilgen suchte.

## Vernichtung des Handels und der Gewerbe in Teutschland.

Sobald die französische Armee in Nordteutschland einrückte, war alles Leben und alles Gedeihen wie verschwunden; es war, als ob Heuschrecken über die Länder herzögen, als ob ein giftiger Wind alle Keime des Lebens zerstörte. Wo sie einzogen, da nahm man alle englischen Waaren in Beschlag; der Handel mit denselben wurde verboten, und um das Seine wieder zu erhalten, mußten alle Städte, in denen sich Kaufleute, die mit englischen Waaren handelten, befanden, vorzüglich alle Handelsstädte, große Summen bezahlen. Leipzig mußte 7 Millionen Franken für den Loskauf der englischen Waaren erlegen. Dies war auch mit Hamburg, Bremen und andern Städten der Fall. Außerdem bereicherten sich noch die französischen Commissärs dabei, welche das Geschäft des Loskaufens zu besorgen hatten. Der Intendant (jetzt Senator) Villemanzy, der General-Intendant (vor kurzem Staatssekretär des Kaisers und Graf) Daru, haben aus Teutschland ungeheure Summen Geldes für sich hinausgeschleppt. In ihrem Gefolge befand sich eine Menge Blutigel, welche alle keine andere Absicht hatten, als so schnell als möglich so viel Geld zusammen zu scharren und zu erpressen, um in Zukunft gemächlich in

Frankreich, besonders in Paris, leben zu können.

Das Einrücken der Franzosen war ein Raubzug, alles stahl und plünderte, Generale und gemeine Soldaten schlugen Thüren und Schränke auf, erbrachen die verschlossenen Gemächer, suchten alles auf, was etwa vergraben oder sonst versteckt war, und zeigten eine solche Geschicklichkeit im Plündern, daß selbst die erfahrensten Spitzbuben in Teutschland sich darüber verwunderten. Die Länder wurden auf diese Art gewaltig ausgesogen und viele Einwohner verarmten. Die Abgaben und die Lasten nahmen zu, jeder mußte sich einschränken und sich vieles versagen, was er sonst sich angeschafft hatte. Die Messen sanken zu Jahrmärkten herab; alle Gewerbe litten und mehrere Fabrikanstalten mußten aufgegeben werden. Die Arbeiter, die abgedankt worden waren, wanderten entweder aus, oder schmachteten in der bittersten Armuth. Gram und Sorgen nagten an ihrem Leben, und sie wurden vor der Zeit ein Raub des Todes. Alles, was menschlich fühlet, war vor der Zeit gealtert, so verderblich wirkte der Druck und die Tyrannei der Franzosen auf die Gesundheit und auf das Leben der Menschen.

Durch das Verbot der englischen Waaren wollte man theils England einen Todesstreich versezzen, theils Frankreichs Manufakturen und Fabriken in die Höhe bringen. Beide Zwecke

aber erreichte man nicht: die Engländer eröffneten sich theils andere Canäle für den Absatz ihrer Waaren, theils wurden diese heimlich mit Begünstigung der Franzosen, welche sich dieselbe sehr theuer bezahlen ließen, aufs feste Land eingeführt; und da Teutschland durch die Handelssperre und die ewigen Kriege, welche Napoleon führte, immer mehr verarmte, so konnte auch Frankreichs Gewerbfleiß keinen großen Gewinn von dem Verbote des Handels mit englischen Waaren ziehen.

Teutschland aber bezieht nicht bloß viele Waaren von den Engländern, sondern es liefert diesen auch theils viele verfertigte Waaren, theils rohe Erzeugnisse, und man kann mit Recht annehmen, daß der Handel mit England noch einträglicher für Teutschland, als für jenes ist. Wir liefern den Engländern Leinwand, Getraide, Wolle und viele andere Erzeugnisse, und dieser Handel verbreitet Leben über die Ebenen und in den Gebirgen Teutschlands. Ganze Gegenden verarmten gänzlich durch diese Handelssperre, und ihre Einwohner wurden, bis zur Verzweiflung gebracht, endlich ein Raub des Todes. Dies schreckliche Loos traf vorzüglich die Bewohner des sächsischen Erzgebirges, der Lausizzen, Schlesiens und einiger anderen Gegenden. Der Landbau litt, wie die Handwerke; die Viehzucht verfiel, wie Manufakturen und Fabriken.

Den Franzosen sollte Teutschland die Waaren, die es brauchte, abnehmen; und sie durften dieselben ungehindert in allen teutschen Provinzen einführen; aber die Einfuhr teutscher Waaren in Frankreich war theils durch hohe Abgaben sehr erschwert, theils gänzlich verboten. Viele teutsche Fabrikwaaren wurden als englische betrachtet und sie durften nicht in Frankreich eingeführt werden, wenn sie nicht mit diesen einerlei Schicksale haben wollten. Die franz. Kaufleute überschwemmten mit Waaren die teutschen Länder und verschafften sich hie und da Vergünstigungen; ihnen war erlaubt, was den eigenen Unterthanen nicht gestattet war. Sie durften in manchen teutschen Ländern Porzellane und andere Waaren mit so geringen Abgaben oder gar mit Erlassung derselben einführen, daß die innländischen Fabriken außerordentlich dabei litten oder gänzlich zu Grunde giengen. Und nicht bloß in Frankreich, sondern auch im Königreich Italien lasteten Beschwerden oder Verbote auf der Einfuhr teutscher Waaren, welche jeden Handel dahin sehr mißlich machten. Frankreich sollte der Mittelpunkt seyn, um das sich alles drehe: von ihm sollten alle Waaren, die man brauchte, gekauft werden; ihm sollte das Geld in Menge zufließen, aber man bedachte nicht, daß ein armes Land wenig Handel treiben kann und seine Bedürfnisse sehr beschränken muß; demohngeachtet betrieb man recht absichtlich die Verarmung Teutschlands. Generale

und Offiziere, Angestellte und gemeine Soldaten schleppten große Summen Geldes hinaus und beschleunigten dadurch das Elend der teutschen Länder. Die französischen Generale und die Gesandten, welche in Ländern standen, durch welche englische Waaren geführt wurden, ließen sich außerordentlich große Summen Geldes für diese Erlaubniß bezahlen, und erwarben sich in kurzem große Reichthümer. Dies geschah vorzüglich im Hannöverschen, in den Städten und Orten an der Elbe, in Hamburg und in andern Städten, durch welche englische Waaren geführt wurden, wozu die französischen Behörden sich erkaufen ließen. Die Einfuhr der englischen Waaren war auf diese Art wohl begünstigt, aber nicht die Ausfuhr teutscher Fabrikate und teutscher Erzeugnisse. Teutschland wurde so immer ärger ausgesogen und versank in immer größeres Elend. Alles, was Franzose hieß, sah dasselbe als ein Land an, in welchem er sich zu bereichern trachten müsse, und dies ist auch vielen gelungen, welche sich in demselben auf irgend eine Weise anstellen ließen.

Der härteste Schlag aber, welcher den Handel traf und alle Gewerbe fast gänzlich lähmte, war das Dekret von Trianon vom 5. August 1810. Es isolirte das feste Land von Europa gänzlich von der übrigen Welt, und machte alle Häfen und Rheden zu Einöden. Besonders litt Teutschland durch dieses berüchtigte Dekret, welches den Handel mit England und seinen

Colonien gänzlich untersagte und gebot, daß alle seewärts ankommenden Colonialwaaren als Baumwolle, Zucker, Thee, Kaffee, Indigo, Cakao, Cochenille, Pfeffer, Zimmet, Gewürznelken, Muskatnüsse, Farbehölzer u. s. w. so anzusehen wären, als ob sie aus dem englischen Handel herstammten und also eine Abgabe von 50 Prozent ihres Werthes bezahlen mußten. Durch ein Dekret vom 12. Sept. 1810 aus St. Cloud erhielt obiges Dekret von Trianon noch Zusätze, welche eine Menge anderer Waaren, z. B. Elephantenzähne, Schildpatte, Perlenmutter, amerikanische Pottasche u. s. w. den nämlichen Eingangsabgaben unterwarfen.

Der französische Kaiser aber blieb bei diesen Handelsbeschränkungen und Verboten nicht stehen, sondern er befahl die Vernichtung aller englischen Manufaktur- und Fabrikwaaren in allen Ländern, die im Bereich der französischen Heere und des französischen Einflusses standen. Mit Erlaubniß französischer Behörden, welche sich dieselbe hatten reichlich bezahlen lassen, waren die englischen Waaren eingeführt worden, die verbrannt und vernichtet wurden; ja es waren noch englische Fabrik- und Manufakturwaaren vorräthig, welche man in den Jahren 1806 und 1807 von der Beschlagnahme der Franzosen losgekauft hatte, und diese wurden eben so, wie alles andere, was englisch hieß, weggenommen, auf Scheiterhaufen zusammengefahren und verbrannt und zerstört.

Der Beschluß vom 19. Oktober 1810 aus Fontainebleau ist für Teutschland zu verderblich gewesen, als daß wir nicht seine Verfügungen hier angeben sollten: „1) Alle und jede aus englischen Fabriken und Manufakturen herrührenden und verbotenen Waaren, die sich jetzt in Frankreich entweder in den wirklichen Niederlagen oder in den französischen Douanenmagazinen befinden, es möge seyn unter welchem Namen es wolle, sollten verbrannt werden. 2) In Zukunft sollen alle verbotenen Waaren von englischer Fabrik, die entweder von französischen Douanen, oder von gemachten Confiscationen herrühren, verbrannt werden. 3) Alle verbotenen englischen Waaren, die sich in Holland, im Großherzogthum Berg, in den Hansestädten, und überhaupt vom Main an bis an die See sich befinden, sollen genommen und verbrannt werden. 4) Alle englische Waaren im Königreiche Italien, in den illyrischen Provinzen, im Königreiche Neapel und in den spanischen von französischen Truppen besetzten Provinzen sollen weggenommen und verbrannt werden. Auch sollen die englischen Waaren in allen Städten und Orten verbrannt werden, die im Bereiche der französischen Truppen liegen."

Ueber die Vollziehung dieses Befehles wachte man mit der größten Strenge; da nahm man keine Rücksicht auf Bitten und Thränen, sondern that, was der Befehl besagte. Die Fürsten des

Rheinbundes vollzogen dies Gebot schnell und eifrig. Der König von Baiern setzte den Tarif von Trianon schon am 29. Oktober 1810 zu München, Regensburg, Augsburg und Nürnberg in Kraft; der König von Sachsen ließ in Leipzig alle großen Waarenlager mit Militärwache besetzen und dem Handel Einhalt thun; keine Schleife mit Waaren durfte über die Straße und den entflohenen Frachtwagen ließ man durch Abtheilungen von Reiterei nachsetzen; denjenigen, welche verheimlichte englische Fabrik- und Colonialwaaren anzeigten, wurden Belohnungen versprochen, und so wurde der Verrath öffentlich genehmigt. In Frankfurt am Mayn, welches mit englischen und Colonialwaaren angefüllt seyn sollte, ließ der Kaiser Napoleon seinen Beschluß selbst durch den Marschall Davoust vollziehen. So folgten alle Fürsten Teutschlands, ja selbst die Könige von Preußen und Dänemark nach, und führten Napoleons Befehle aus.

Von den Colonialwaaren mußten ungeheure Abgaben erlegt werden, und diese wurden von dem Kaufmanne auf die Waaren geschlagen, die daher zu einem Preise stiegen, den sie vorher nie gehabt hatten. Die englischen Fabrik- und Manufakturwaaren wurden weggenommen und zum Feuer oder zum Zerschlagen verdammt. Da sah man Züge von Wagen mit den schönsten und theuersten Waaren zu den Thoren der Städte

hinaus ziehen und das dem Feuer oder der Zerstörung opfern, was theils zur Bekleidung, theils zu andern Bedürfnissen der Menschen diente. In allen großen Handelsstädten herrschte eine bange Besorgniß und eine düstre Traurigkeit, wie bei einer großen Landplage: den Kaufleuten wurde ihr Eigenthum weggenommen, dem Arbeiter jede Aussicht versperrt, etwas zu verdienen; aller Handel stand völlig still, und niemand, ob er schon weder Kaufmann noch Spediteur war, war gegen rachsüchtige Angeber gesichert, denen der Werth des fünften Theiles der entdeckten Sache versprochen war; man nahm an, es hätten Andere aus Freundschaft oder andern Ursachen englische Waaren bei sich versteckt. Den 5. November 1810 begann zu Hamburg das Schauspiel der Vernichtung der englischen Waaren, und es sammelten sich dabei Menschen, als ob jemand vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. In Leipzig verbrannte und zerstörte man mehrmals englische Waaren; man öffnete die Gewölbe solcher Kaufleute, die sich nicht daselbst befanden. Selbst in der Ostermesse 1811 wurde die Wegnahme der englischen Waaren noch fortgesetzt, die man vor die Thore schafte und daselbst verbrannte oder vernichtete. Bei dieser Gelegenheit fanden mehrere Verhaftungen Statt, und der Spediteur, Georg Küster, kam sogar auf einige Monate auf den Königstein. Von Hamburg aus wurden einige englische Waarenhändler nach Frank-

reich abgeführt, und erhielten erst nach vielen Bemühungen und für große Geldsummen ihre Freiheit wieder. In Cassel, in Braunschweig, in Bremen und an mehrern andern Orten in Teutschland loderten Scheiterhaufen englischer Waaren auf, und man verheerte um die Wette, weil es Frankreich gebot. Mehrere Menschen verloren das Ihrige, und Andern wurde die Gelegenheit zum Broderwerbe genommen.

Allein die Schläge für den Handel waren noch nicht vorbei; man wollte ihn gänzlich vertilgen, so wie jede Freiheit. Die Hansestädte, das nördliche Teutschland, so wie Holland wurden Frankreich einverleibt, und mit dieser Einverleibung wurden alle Maaßregeln eingeführt, welche man in diesem Lande zur Vernichtung alles auswärtigen Handels ergriffen hatte. Aus mehrern Gegenden Teutschlands hatte man nach Oldenburg, Bremen und nach den dortigen Ländern noch manchen Waarenabsatz gemacht; aber nun hörte auch dieser und mit ihm jede Versendung von Hamburg, Bremen und Lübeck nach dem Auslande auf. Die Engländer sperrten alle Häfen, und die Franzosen hatten alle Küsten besetzt. Bei der Einfuhr war die Gefahr größer, als der Gewinn; tausend Aufpasser lauerten auf jeden Uebertreter der französischen Beschlüsse, und der Marschall Davoust wüthete eben so sehr gegen die Kaufleute, als ge-

gen die Gelehrten. Dieser Mann schien ordentlich recht viel Freude am Bösen zu finden, und er glaubte gar nicht genug Unheil anrichten zu können. Er hat einen unbeschreiblichen Unwillen gegen die Engländer, und diesen wirst er auf jeden, von dem er glaubt, er stehe mit England in Verbindung. Er haßt mit Unversöhnlichkeit und zerstört ohne Zweck und Ziel. Wäre Teutschland auch eine Einöde worden, so würde er sich doch darüber gefreuet haben, wenn er nur England zugleich recht viel Unglück hätte zufügen können.

Der Handel war nunmehro nicht mehr ein Austausch der Erzeugnisse der verschiedenen Länder für die Bedürfnisse der Menschen, sondern ein bloßes Schachern und Wuchern. Die Colonialwaaren verkaufte man an einem Tage mehr als einmal, um den Preis derselben steigen und fallen zu machen, und oft kehrte derselbe Zucker nach mehrern Monaten, nachdem er wohl zwanzig bis dreißig Mal verkauft worden war, wieder an den Eigenthümer zurück, welcher ihn zum erstenmale verkauft hatte. Es wurde dabei viel gewonnen, aber noch mehr verloren, und da dieses jämmerliche Handelsspiel nur von wenigen betrieben wurde, so gieng ein großer Theil der Kaufleute aus Mangel an Geschäften zu Grunde. Die Kleinhändler, die mit Materialwaaren handelten, setzten bei dem theuren Einkaufe der Waaren wenig ab, und sie sind größtentheils in Armuth ver-

funken. Alle Gewerbe standen immer mehr still, und Mancher gab sein Geschäft auf, weil er keine Aussicht hatte, dasselbe länger mit Gewinn betreiben zu können. Die Baumwollenmanufakturen konnten das ihnen unentbehrliche Materiale nicht mehr erhalten, welches bloß Amerika lieferte, und die Baumwolle, welche sie noch bekommen konnten, stand in einem solchen Preise, daß die Waaren dadurch so vertheuert wurden, daß sie auf nur wenig Absatz mehr rechnen konnten. In Sachsen und in der Schweitz zeigten sich vorzüglich die verderblichen Folgen der französischen Handelsverbote und Einrichtungen. Den 24. Okt. 1810 hatten vier Abgeordnete der sächsischen Baumwollen-Manufakturisten aus Mitweida eine Audienz beim Könige von Sachsen, in welcher sie ihre schon schriftlich eingereichten Vorstellungen wiederholten und darthaten, daß bei gewissenhafter Leistung des Imposts, der gegenwärtig auf Baumwolle aller Art gelegt sey, alle Spinnereien und Webereien in Sachsen aufhören, mehr als 400,000 Menschen brodlos werden, und die einmal zu Grunde gerichteten Fabriken niemals wieder aufblühen würden.

Was das schmählichste war, so gab es sogar noch Teutsche, welche diesen Handelsdruck und diese Stockung aller Gewerbe vermehrten. Sie thaten alles, um sich bei den Franzosen beliebt zu machen, und die französischen Gesandten

an auswärtigen Höfen verfehlten nicht, solche Volksbedrücker ihrem Kaiser zu besonderer Auszeichnung zu empfehlen. Ein Herr von M.., der im J. 1811 in Leipzig als königl. Commissär erschien, sagte den Kaufleuten, welche ihm zweckdienliche Maaßregeln zur Milderung der französischen Zwangsanstalten für den Handel vorschlugen, voll Ingrimms: „es wäre ein Unglück, daß es Kaufleute gebe, und es wäre besser, es gäbe gar keinen Handel mehr; denn die Kaufleute hinderten die Ausführung aller großen Maaßregeln der Politik." Ohnstreitig hatte dieser Mann gehört, daß der Kaiser Napoleon mehr als einmal erklärt hatte, „er brauche bloß Soldaten und Bauern, und die Gelehrten und die Kaufleute seyn eine bloße Schmarozerpflanze des Landes."

Ein Herr S... wurde in einem teutschen Lande mit Wohlthaten und Belohnungen überhäuft, weil er die verderblichsten Rathschläge für den Handel seines Vaterlandes anrieth; hierbei hatte er besonders die Durchsetzung der Absichten des Kaisers Napoleon zum Zwecke: er wollte Frankreich groß und mächtig wissen, und daher schämte er sich keiner noch so schändlichen Maaßregel zum Verderben seines Vaterlandes.

So zog man in mehrern Ländern Leute hervor, welche despotische Grundsätze predigten, auf ihre eigenen Landsleute lästerten, und die

Bedrückungen der Franzosen als Heil und Seegen bringende Wohlthaten priesen.

Durch die Vernichtung alles freien Verkehres in Teutschland verarmten die Länder, und durch die blutigen Kriege, welche es gegen seine eigenen Brüder führen mußte, wurde es entvölkert und verheert. Alle Gewerbe und Künste schmachteten in Elend; die ersten Lebensbedürfnisse waren im höchsten Grade übertheuert. Sorgen, Angst, Kummer und Noth vermehrten die Sterblichkeit, und die meisten Menschen konnten kaum noch so viel verdienen, daß sie spärlich ihr Leben fristeten. In den großen Handelsstädten herrschte eine noch nie gehörte Stille; die Handwerker hatten nichts zu arbeiten. Die Manufakturisten und Fabrikanten mußten einen großen Theil ihrer Arbeiter entlassen; was noch jung war und Kraft in sich fühlte, wanderte nach fernen Gegenden und Ländern aus, und so wurden denn Teutschland durch den französischen Despotismus Wunden geschlagen, welche nicht so bald wieder heilen werden. Jetzt, da nun ein besserer und erfreulicher Tag angebrochen ist, fehlt es an vielen Geschäftszweigen außerordentlich an Arbeitern. Da seit einigen Jahren bei vielen Gewerben entweder wenig oder gar nichts mehr zu verdienen war, so ergriffen diejenigen, welche sie betrieben, andere Handthierungen; nur Wenige lernten solche Handwerke oder Künste, die nichts

mehr eintrugen, und so fehlt es jetzt, da sie von neuem begonnen werden sollen, außerordentlich an Arbeitern. Mehrere Geschäftszweige können daher nicht mit der Thätigkeit betrieben werden, welche die Zeit zur Nothwendigkeit macht. Der französische Kaiser brachte seiner Herrschsucht das Glück ganzer Erdtheile zum Opfer, und vorzüglich wüthete er in Teutschland; klagte man, daß alles stocke, daß alle Gewerbe vernichtet seyn, und daß alles zu Grunde gehe, so verwies er auf die glücklichen Tage, die er herbei zaubern werde, und endigte mit dem ewigen Refrain: es ist Krieg. Niemand durfte sich mit einem Gesuche um Erleichterung der Lasten und Beschwerden, welche den Handel darniederdrückten, an ihn wagen; er sah ihn sogleich als Frankreichs Feind und als Englands Freund an, und der Unglückliche schwebte in Gefahr, seine Freiheit und sein Vermögen zu verlieren. Die französischen Schergen lauerten allenthalben, wo sie jemand entdeckten, den sie recht unglücklich machen könnten.

Nichts durfte ausgeführt werden, das nicht mit Ursprungsscheinen versehen war, und keine Waare durfte nach Ländern geschafft werden, welche die Franzosen beherrschten, ohne einen Erlaubnißschein der französischen Gesandten oder Consuls. Diese Leute bereicherten sich, erschwerten den Handel, und der Kaufmann hatte Zeit und Mühe umsonst verwandt. Die Hindernisse,

welche man selbst dem unschuldigsten Verkehr in den Weg legte, waren unzählig, und von Handelsspeculationen, welche Schnelligkeit und Benutzung des glücklichen Augenblicks erfodern, konnte nicht mehr die Rede seyn; es war keine Aussicht vorhanden, weder die nöthigen Waaren zu beziehen, noch die vorhandenen abzusetzen, und die Capitale, die sonst auf den Handel verwandt wurden, lagen entweder müßig in den Koffern, oder wurden von den ungeheuer großen Abgaben an den Staat verschlungen. Dieser brauchte alle Tage mehr, und je weniger er einnahm, desto drückender wurden die Lasten, welche er den Unterthanen aufbürdete.

---

## Herabwürdigung der teutschen Fürsten.

Ein Fürst muß ein Muster von Rechtschaffenheit und Ehre seyn, und wenn die Gerechtigkeit und die Freiheit von der Erde vertrieben werden sollten, so müssen sie noch einen Zufluchtsort in dem Schooße der Beherrscher der Völker finden. Er darf weder Unwürdiges dulden, noch Ungerechtes zufügen. Für die Freiheit und Selbstständigkeit seines Volks muß er Gut und Blut aufopfern, und nie darf er zugeben, daß man es in schmähliche Sklaverei stürze.

Teutsche Fürsten waren von jeher Männer von Ehre und Tugend, und bewiesen in der Verthei- digung einer gerechten Sache eine Unerschrocken- heit und einen Muth, der die höchste Bewunde- rung erregte. Nicht zum Dienen, sondern zum Gebieten hielten sie sich für bestimmt, und sie würden eher das Leben aufgeopfert, als eine Kränkung ihrer Ehre ertragen haben. Ein Wort, ein Mann, das war Sitte alter teutscher Für- sten; die Unabhängigkeit und die Selbstständigkeit ihres Volks vertheidigten sie, so lange sie noch ein Hauch des Lebens beseelte. Sie hätten so- gleich zu dem Degen gegriffen, wenn man ihnen Ehrloses angesonnen, und nie würden sie gedul- det haben, was unsere Tage so unglücklich ge- macht hat. Hatten unsere Voreltern auch nicht so viel Ideen, als wir, so hatten sie doch mehr Muth und Kraft, und ertrugen nichts Unwürdi- ges. In unsern Tagen fröhnte man dem Genusse, auf Kosten der Ehre und schwelgte im Sinnenge- nuß, statt daß man einen großen Entschluß hätte fassen und ihn kraftvoll ausführen sollen. Das Gefühl war geschwächt, wie der muthige Unwille gegen eine böse That: daher vertrug man, was kein Sterblicher ohne Schaamröthe ertragen darf.

Napoleon war gewohnt, nichts als Skla- ven um sich zu sehen; in der Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes behandelte er den Hohen, wie den Niedern, und im Grimme zertrat er den Kö-

nig, wie den Bettler. Der Krieg hatte ihn groß gezogen und der Krieg hatte ihn auf den Thron gesetzt: roh, wild und grausam, wie dieser, fühlte er weder Mitleid noch Achtung gegen die Menschheit. Barsch und grob verfuhr er gegen die Fürsten des Auslandes, wie gegen seine gewöhnlichen Diener: er hätte gern jeden zermalmt, auf den er zürnte. Er schonte weder Ansehen, noch achtete er hohe Würde. Er sprach wegwerfend von Königen, und that alles, sie in der Meinung des Volks herab zu würdigen. In seinen Gesprächen und im Moniteur erlaubte er sich die schändlichsten Ausfälle gegen diejenigen, welche mit ihm gleichen Rang und gleiche Würde hatten.

Besonders verächtlich dachte und sprach er von mehrern teutschen Fürsten, und erniedrigte sie zu den elendesten Geschöpfen herab. Sobald er von einem teutschen Könige etwas hörte, das nicht mit seiner Denkungsart übereinstimmte, oder sobald jener etwas nicht so machen wollte, wie er es verlangte, sagte er: c'est un fou. Den König von Sachsen nannte er zwar Väterchen, Papachen; allein als er im Jahre 1813 im May mit seiner Armee wieder in Dresden einrückte, schickte er sogleich seinen Kammerherrn, Grafen Montesquiou, nach Prag, und ließ dem Könige sagen, er möchte sogleich in seine Residenz zurückkehren, sonst habe er aufgehört zu regieren.

Als Napoleon im J. 1808 zu Erfurt eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser hatte, mußten sich auch die meisten teutschen Fürsten dort einfinden; jede Demüthigung mußten sie sich da gefallen lassen und jede Herabwürdigung ertragen. Er trat vor sie mit dem Hute auf dem Kopfe, und verlangte, daß teutsche Fürsten mit entblößtem Haupte vor ihm ständen. Bloß der König von Würtemberg unterwarf sich nicht dieser Demüthigung, weshalb er nicht wenig auf ihn erbittert war. Die geringe Achtung, welche Napoleon den teutschen Fürsten bewies, ahmte sogar seine Garde nach. Als ein teutscher Fürst vor einer französischen Schildwache vorbeigieng, rief sie die Wache nicht heraus, sondern sagte: „es ist bloß ein König von des Kaisers Fabrik."

Zu Ende des Jahres 1809 mußten sich alle teutschen Fürsten zu Paris einfinden. Regenten, welche seit vielen Jahren kaum ihre Residenz verlassen hatten, mußten diese weite Reise in einer so unangenehmen Jahreszeit antreten, und in Paris wurden sie dem Volke als die Vasallen des Kaisers Napoleons gezeigt, und gleichsam als die Siegstrophäen aufgeführt. Das eitle Volk an der Seine belustigte sich an diesem Schauspiel, sah aber auch sogleich stolz auf die Huldigungen herab, welche teutsche Fürsten, Männer, deren Vorfahren Jahrhunderte lang die Schicksale der Völker bestimmt hatten, seinem

Kaiser erwiesen. Jeder elende Franzose dünkte sich mehr als ein teutscher Fürst, und lachte über die Demüthigungen, die man diesem zufügte. Sie mußten den Schweiß ihres Landes, das Blut ihrer Unterthanen an habsüchtige Bedienung und Umgebung verschwenden, und sich noch zu jeder Schmeichelei erniedrigen. Es war ein empörendes Schauspiel, wenn man so hoch geachtete Männer und von so hoher Geburt so wegwerfend behandelt sah, wie dies sich Napoleon gegen die teutschen Fürsten erlaubte.

Napoleon sann den teutschen Fürsten jeden Trug und jede Lüge an, und er zog ihnen dadurch in der öffentlichen Meinung eine Verachtung zu, welche immer der Lohn für die Schwäche ist, die sich auf hohen Posten zeigt. Im J. 1812 schrieb der Herzog von Bassano an mehrere teutsche Fürsten, sie sollten, wenn sie Truppen marschiren ließen, jedesmal zwei bis drei Mal mehr in ihren Zeitungen angeben, als wirklich den Marsch angetreten hätten. Er befahl ihnen also, das Publikum zu belügen. Der eine teutsche Fürst ließ daher in der Landeszeitung bekannt machen, daß 1000 Mann Reiterei und 10,000 Mann Fußvolk in der Gegend einer gewissen Stadt ständen, ob schon sich die ganze Anzahl nicht auf 500 belief; ein Andrer machte bekannt, es wären seit einigen Tagen über 16,000 Mann frischer französischer Truppen durch seine Hauptstadt marschirt; gleichwohl waren nicht mehr als zehn In-

validen und Kranke durchgefahren. O der Schmach und o der Schande! Teutsche Fürsten so herabzuwürdigen, daß man ihnen die schändlichsten Lügen in den Mund legt, und daß man vor aller Welt Augen die Wahrheit so freventlich mit Füßen tritt.

Als im Jahre 1812 der russische Obergeneral, Barclai de Tolli, einen Aufruf an die Teutschen erlassen und sie aufgefodert hatte, sich an die Sache Rußlands anzuschließen, welches auch die Ihrige sey, mußten alle teutschen Fürsten auftreten, diese Aufforderung mit Unwillen von sich weisen und Rußlands Herrscher und Heerführer schmähen. Es war ein Skandal zu sehen, wie sich teutsche Fürsten zu Aeußerungen herablassen mußten, welche sowohl ihrem Interesse, als ihrer Ehre entgegen liefen.

Napoleon hatte die teutschen Fürsten für Souverains erklärt; allein sie hatten kaum Eine von den Eigenschaften, welche das Wesen der Souverainität ausmachen. Sie waren weder in Ansehung des Auslandes unabhängig von jeder fremden Willkühr, noch im Innern frei und selbstständig: sie waren vielmehr gänzlich in seine Gewalt gegeben, und durften nichts thun, wenn er ihnen nicht die Erlaubniß ertheilte. Sobald es ihm einfiel, Krieg anzufangen, befahl er ihnen auf die ungestümste und unanständigste Art, ihre Contingente marschfertig zu halten: da wurde nicht gefragt, ob der Krieg gerecht, nothwendig

und heilsam sey, genug er hatte ihn in seinem Grimme beschlossen, und kein Fürst hätte wagen dürfen, einen Einwurf dagegen zu machen. Dem Einen versprach er eine Vergrößerung, welche er ihm nicht verschaffen konnte; (so gelobte er im Jahre 1809, Bayern so groß zu machen, daß es dasselbe in Zukunft allein mit Oestreich aufzunehmen im Stande sey); den Andern wollte er gegen jeden Angriff schützen, und sagte, er marschire bloß durch sein Land durch, alsdann seyen alle Leiden überstanden, und was that er? Er war ein so schlechter Prophet, daß er dies Land gerade zum Schauplatz Eines der verheerendsten Feldzüge machte, und daß es jetzt bloß eine Trümmer ist. Mehr als einen teutschen Fürsten umgarnte er durch die lachendsten Versprechungen, und kümmerte sich nicht darum, wenn ihr Land zerstört und ihr Volk unglücklich wurde. Freund und Feind wurde gleich schmählich behandelt und keine Verwünschung durfte laut werden.

Teutschgesinnte Männer wurden von teutschen Fürsten getrennt, und o der Schmach! diese mußten Geschöpfe zu ihren hohen Beamten wählen, welche der Teutschheit gänzlich abgestorben, und in dem Franzosenthume untergegangen waren. Diese Männer unterstützten alle Unternehmungen Frankreichs, waren Verräther an ihrem Vaterlande, und beförderten den unsinnigsten Despotismus, der je auf Teutschland gelastet, je teutsche Geister und Körper zermalmt hat.

Dem französischen Kaiser wurden sie verantwortlich gemacht; für sein Interesse und seine Politik mußten sie wirken, und wenn sie den Wohlstand und die Ehre ihres Vaterlandes der zügellosesten Willkühr zum Opfer brachten, so wurden sie reichlich belohnt. Oft waren solche Männer tief verschuldet und ihre Fürsten mußten ihre Schulden bezahlen. Ein teutscher Fürst mußte einst für Einen seiner Minister, der einen auswärtigen Gesandtschaftsposten bekleidet hatte, 80,000 Thaler bezahlen. Andere dieses Gelichters bereicherten sich auf die unverschämteste Weise, ihre Weiber prunkten und sie selbst kauften sich in kurzem große Güter. Sie schikanirten diejenigen, welche bei ihnen sich wegen Anstellungen meldeten, damit sie ihnen reichliche Geschenke gäben. In diesem Falle erhielten sie das verlangte Amt. Und diese Männer zeichneten sich nicht durch Kenntnisse, durch Kopf und Herz, sondern bloß durch ihre Anhänglichkeit gegen den Kaiser Napoleon aus, und dieselbe machte sie zu Generalen und zu Staatsministern geschickt. Solche verdorbene Geschöpfe und feile Wesen waren die ärgsten Bedrücker rechtschaffener Männer und die unbarmherzigsten Geistestyrannen. Man muß einer Nation wenig Einsicht und Ehrgefühl zutrauen, wenn man ihr solche verdorbene und elende Menschen als Verwalter ihrer öffentlichen Angelegenheiten aufdringt; entweder man hält sie für außerordentlich einfältig, oder man will sie dumm

machen. Wahrscheinlich beabsichtigte man das Letztere, weil man einen furchtbaren Geistesdruck einführte, der jedes Aufstreben zum Höhern verhinderte. Zugleich wollte man die Fürsten in den Augen des Volks verächtlich machen und sie als Wesen ohne Werth und Kenntnisse darstellen: daher drang man ihnen solche verächtliche Geschöpfe auf, und was läßt sich von einer Nation erwarten, wenn ihr Fürst als Dummkopf dargestellt wird, und seine großen höhern Beamten als feile Sklavendiener gebrandmarkt werden?

Die teutschen Fürsten mußten öfters weite Reisen machen, viele Gesandtschaften unterhalten, große Geschenke an die Franzosen ertheilen, und diese Ausgaben bürdeten dem Volke unerhörte Lasten auf. Die Fürsten verloren daher die Liebe und das Zutrauen ihrer Völker; ja einige machten sich sogar verhaßt, Andere lächerlich, weil sie als Souverains einen Aufwandt machten, welcher die Kräfte ihres Landes bei weitem überstieg: sie unterhielten einen kostspieligen Hofstaat, und machten Ausgaben, welche eben so unzweckmäßig, als nachtheilig waren. So bezahlte ein teutscher Fürst, der eben kein großes Land hatte, an die ersten Schauspieler seines Hoftheater, an jeden jährlich 6000 Thaler. Warum machten nun teutsche Fürsten einen Aufwandt, welcher sie und ihre Unterthanen ins Unglück stürzte? Sie hielten sich für gewaltige Monarchen, und da die französische Schmeichelei diesen Wahn nährte, so

verschwendeten sie den Schweiß ihrer Unterthanen auf die unverantwortlichste Weise, und der Lohn dafür war allgemeiner Haß und Spott. Dies wünschte Frankreich. Nur der Kaiser Napoleon sollte unter den Beherrschern dieser Erde als ein Regent glänzen, der Verstand und Einsichten habe; nur er sollte nichts als Zweckmäßiges und Nützliches thun; nur er sollte zum allgemeinen Wohle Anstalten treffen und Gesetze geben; alle Andere sollten bloß im Lichte der Verkehrtheit und Albernheit erscheinen. Und Napoleon sollte um so glänzender in die Augen fallen, je mehr sich andere Fürsten durch ihr eigenes Benehmen im Schatten stellten. Durch ein solches Verfahren hat Napoleon der Würde und dem Ansehen der Fürsten Teutschlands sehr geschadet; man betrachtete sie nicht mehr mit der Ehrfurcht, welche ihrem Stande gebührt. Sie wurden dem Volke gemeine Sterbliche, wie andere Leute, und sie büßten die Achtung ein, welche kein Fürst sich rauben lassen darf.

Teutsche Fürsten mußten sich französische Gesetze und Einrichtungen aufdringen lassen, welche weder zu den teutschen Sitten, noch zu dem Charakter der Teutschen paßten. Sie mußten französische Regierungsweise und französische Verfahrungsart einführen, ob dieselben schon von den Teutschen mit Abscheu betrachtet wurden. Die Conscription ist für keinen Staat geeignet, außer für Volksstaaten in Kriegszeiten; am wenigsten

entspricht sie der Denkweise der Teutschen, weil sie den Despotismus unterstützt und ewige Kriege nährt, die Einwohner an den Bettelstab bringt, und einen großen Theil derselben auch an Müssiggang gewöhnt. Wegen der steten Kriege, die Napoleon führte, und wobei ihn die Teutschen, obschon gegen ihren Vortheil, auf die kräftigste Weise unterstützen mußten, führten fast alle teutschen Fürsten die Militärconscription ein, welche die Länder eben so sehr entvölkerte, als sie der Gefahr unaufhörlicher Kriege aussetzt Die Blüthe der teutschen Nation wurde auf das Schlachtfeld geführt, und hier mußte sie zu Teutschlands Unterdrückung und zu ihrer eigenen Beschimpfung fechten; den einen Theil fraßen die Schlachten, den andern die Lazarethe weg, und so wurden zahllose Teutsche vor der Zeit ein Opfer des Todes. Den Codex Napoleon führten mehrere teutsche Fürsten in ihren Ländern ein, und gestanden dadurch den Franzosen ein Uebergewicht gesetzgeberischer Weisheit zu, das sie nicht besitzen. Der große Haufe hängt am Scheine, welcher sowohl seine Meinung als seinen Willen bestimmt, und wie konnten teutsche Fürsten bei dem gewinnen, was so sehr zu ihrem Nachtheile sprach? Jedes Volk hat seine eigenthümlichen Sitten, Gebräuche, Denkart und Charakter, und jedes Land seine besondern Bedürfnisse, und auf diese Umstände muß bei der Auffassung eines Gesetzbuches Rücksicht genommen werden, das ein

Volk sowohl von Verbrechen abschrecken, als sein Eigenthum bewahren, sowohl seine Verhältnisse zweckmäßig bestimmen, als seine Bedürfnisse befriedigen soll. Jedes Gesetz muß nicht bloß gerecht, sondern auch zweckmäßig seyn; es muß sich durch Weisheit auszeichnen, und wenn man französische Einrichtungen den Teutschen anpaßte, konnte man wohl da noch behaupten, daß man dabei weise verführe? Durch das Aufdringen solcher Einrichtungen und Maaßregeln wurden teutsche Fürsten herabgewürdigt, nicht bloß ihre Würde wurde beeinträchtigt, sondern auch ihr Verstand in keinem vortheilhaften Lichte dargestellt.

Und wie behandelte der Kaiser Napoleon die teutschen Fürsten? Einige verjagte er, Andere machte er zu Unterthanen von Fürsten, die vielleicht sonst ihre Vasallen waren. Den Hessen, den Braunschweigern raubte er ihre angestammten Regenten, und drang ihnen Einen seiner Brüder auf, der die fürstliche Würde schändete. Ein Schwächling und Wollüstling, verpraßte er das Mark des Landes und jagte unaufhörlich nach neuen Genüssen. Was mußte das Volk denken, wenn es einen solchen Menschen einen Thron besitzen und mit den ältesten Fürstenhäusern sich verbinden sah? Es war der Gipfel des Uebermuthes, daß Menschen, die keinen Werth hatten, sich in teutsche Fürstenfamilien eindrangen, und dadurch diese auf die empörendste Art

herabwürdigten. Ein Fürst muß die Ehre, wie die Tugend lieben, und eher das Leben aufopfern, als dieser Maxime ungetreu werden: nie muß er sich als ein gemeiner Mensch betragen, sondern immer im Glanze der tugendhaften Größe erscheinen. Dann sieht ihn das Volk für ein höheres Wesen an, und der Staatszweck wird leichter erreicht, so wie das Nationalglück befördert wird. Gewöhnliche Schwächen darf kein Fürst blicken lassen, sonst sinkt er von der Stufe der Ehre herab, auf die ihn die Geburt gestellt hat. Das Unwürdige, das Widerrechtliche und das Ehrlose muß er scheuen ärger als den Tod; nur dadurch gewinnt er an Ansehen, und er kann darauf rechnen, daß ihn seine Unterthanen im Nothfalle jederzeit mit Gut und Blut unterstützen werden.

Den Churfürsten von Hessen verjagte Napoleon nicht bloß, sondern er stahl ihm auch noch sein Privatvermögen. Schändliche Angeber hatten diejenigen verrathen, welche Capitalien von ihm geborgt hatten. Der Kaiser Napoleon zwang sie nunmehr, die Schuld an ihn zu bezahlen, ob sie ihm schon nicht verbunden waren. So zügellos hat die Gewalt noch nicht gehauset, und es gereicht unserem Zeitalter zu keiner Ehre, daß es solche Frevel und Ungerechtigkeit so lange geduldet hat. Diese Mißhandlungen eines teutschen Fürsten sahen andere teutsche Fürsten gelassen an, boten wohl gar noch die Hand dazu; aber würden sie wohl so gehandelt haben, wenn sie Männer

von Charakter, Ehre und Muth gewesen wären? Dem Unrechte muß man seinen Arm nie leihen, und sich entschließen, eher nicht zu seyn, als vom Unrechte zu schwelgen. Kühn und muthig muß ein Fürst jeder Anmaßung entgegen treten, und die Zeit wird sicher bald erscheinen, daß man ihm nichts Widerrechtliches mehr anthut.

Dem Herzog von Braunschweig nahm der Kaiser Napoleon sein Land, weil sein Vater im J. 1806 die preußische Armee gegen ihn befehligt hatte. Die niedrigste Rachsucht zeigt sich hier eben so sehr, als die ungemessenste Herrschsucht; es sollte niemand gegen ihn, sondern alles für ihn seyn. Wer gegen ihn auftrat, den zermalmte er in seinem Grimme, wenn er unglücklich war. So entriß er auch dem Fürsten von Nassau-Oranien seine Länder und schenkte sie teutschen Fürsten, welche über ihre Annahme nicht errötheten.

Mehrern teutschen Fürsten entzog Napoleon ihr Ansehen, ihr Vermögen und ihre Oberherrschaft, ohne nur deshalb mit ihnen die geringste Rücksprache genommen zu haben. Er drückte in den Staub, was hoch erhaben war, und warf in Dunkelheit, was sonst in hehrem Glanze auftrat. Den Rheinbund drang er mächtigen Fürsten auf und machte die Annahme desselben zur Bedingung ihres fernern Seyns. Er trat ohne Barmherzigkeit diejenigen auf den Nacken, die sich seinen Unwillen zugezogen hatten, und er schämte sich nicht

einmal der Lästerungen des weiblichen Geschlechts Auf welche schändliche Weise ist nicht die verstorbene Königin von Preußen mißhandelt worden; eine Frau, die eben so tugendhaft als verständig war, und sich gleich groß von Charakter und Einsichten zeigte. Giebt es wohl etwas Empörenderes, als eine edle und hochherzige Frau vor der ganzen Welt zu schmähen, und ihr Dinge Schuld zu geben, wovon ihr Herz eben so rein als ihr Sinn tugendhaft war?

Man sieht also, wie nichtswürdig der Kaiser Napoleon die teutschen Fürsten behandelt und welchen Demüthigungen er sie unterworfen hat. Es gab keine Schmach, die er ihnen nicht gelegentlich anthat, und er erniedrigte das, was sonst bei den Teutschen als hehr und groß da stand. Er wollte sie verachtet und verhaßt machen; deshalb kannte er weder Schonung gegen sie, noch war er geneigt, ihnen die Achtung und Liebe ihrer Völker zu erhalten. Sie sollten kriechen, weil er hoch stehen wollte, und sie sollten ohne Würde seyn, weil er mehr als ein Gott geehrt seyn wollte.

## Erniedrigung und Bedrückung des teutschen Adels.

Der Adel pocht vorzüglich auf Ehre, und wenn er seine Bestimmung erfüllen will, so muß er der Erste in den Reihen seyn, welcher gegen Unterdrückung aufsteht. Nie darf er dulden, daß man seine Nation unterjocht, und es wäre ein Beweis von seiner schmählichen Ausartung, wenn er den Sklavenstand ruhig ertrüge, oder gar die Vortheile genösse, welche der Unterjocher auf Kosten des Volks austheilt. Wer durch seinen Stand im Staate hoch gestellt ist, der muß ein Muster der Unerschrockenheit und der Freimüthigkeit seyn, und lieber zu Grunde gehen, als Unwürdiges ertragen.

Der teutsche Adel hat sich während der französischen Unterjochung zahmer und nachgiebiger bewiesen, als es seine Ehre gestattete Er hat Napoleon oft die Hand zu seinen Unterdrückungen geboten, und aus ihnen wählte der französische Kaiser diejenigen, mit denen er die Fürsten umstrickte und die Völker unterjochte. Sie ließen sich erkaufen und dienten einer Sache, welche ihr Vaterland eben so unglücklich machte, als sie selbst entehrte. In allen Ländern, an allen Thronen standen zu oberst einige Adliche, die jede Unternehmung der Franzosen erleichterten, und sie beim Aussaugen der Länder unterstützten. Sie schienen nicht zu bemerken, wie sehr sie da=

durch in der öffentlichen Meinung verlören, und wie sehr sie ihren Stand schändeten. Sogar Spione und Angeber fanden die Franzosen unter dem Adel, auf den diese sehr mitleidig lächelnd herabsahen, und über den sie sich die schneidendsten Spöttereien erlaubten, weil sie nur zu bald merkten, daß er für Geld alles zu thun bereit sey, und daß Viele unter den Adlichen eben so einfältig als unwissend seyn; solche Leute aber sahen die Franzosen gern an der Spitze der öffentlichen Verwaltung, weil sie sich alles gefallen ließen, und sie durch sie ausrichten konnten, was sie wollten. Dafür begünstigten sie dem Anscheine nach einen Stand, den sie im Herzen verachteten und über dessen Vorurtheile sie spotteten.

Durch das Hingeben an die Franzosen und die Anhänglichkeit an ihre Sache hat sich der Adel in der öffentlichen Meinung sehr geschadet, und sich im höchsten Grade erniedrigt; der Adel muß daher jetzt um so größere Aufopferungen und Anstrengungen machen, wenn er wieder zu Ansehen gelangen will, je tiefer er sich durch sein eigenes Benehmen herabgewürdigt hat. Zu dem Könige von Westphalen drängten sich die Adlichen, und buhlten um Hofämter; sie theilten sich mit den Franzosen in die einträglichsten Stellen, und schämten sich nicht, ihre Frauen dem königl. Wollüstlinge hinzugeben, ja sie rechneten es sich sogar zur Ehre an, wenn der König mit denselben liebelte.

Allein es gab auch unter dem Adel Biedermänner, die nicht duldeten, daß man ihre Ehre befleckte, und die Schmach nicht länger ertrugen, ihre Nation entehrt und ihr Vaterland ausgeplündert zu sehen. Einige zogen in den Kampf, sobald sich eine Gelegenheit zeigte, gegen die Franzosen zu fechten, Andere ließen es nicht an geheimen Unternehmungen fehlen, um das Franzosenjoch abzuschütteln, noch Andere wanderten entweder aus, oder zogen sich in die Einsamkeit zurück, um nicht das Ansehen zu haben, als ob sie eine Zeit der Schmach und des Unglücks billigten. Auf diese muthigen und edlen Männer zürnte Napoleon gewaltig, und er ergriff jede Gelegenheit, wo er ihnen einen Schlag versetzen konnte. So raubte er einigen ihre Güter, Andere erklärte er in die Acht. Den teutschen Ritterorden hob er gänzlich auf, und verschenkte seine Güter. Mehrere adliche Offiziere, welche unter Schill dienten, und nach seinem Tode sich gefangen gaben, wurden auf die ungerechteste Weise zu Wesel vor ein Kriegsgericht gezogen, und auf die barbarischste Art mit Kartätschen erschossen. Mehrere hielten drei Ladungen aus, ehe sie niederstürzten, und ihre Standhaftigkeit erregte eben so viel Erstaunen, als ihre Ermordung Unwillen. Durch solche Eigenmächtigkeiten wollte er den Stolz des Adels, der noch etwas auf seine Würde hielt, brechen, und durch Schrecken ihn zu seinem Willen geneigt machen. Einen Herrn von

Bülow, der im J. 1806 aus England kam, und auf der Küste von Frankreich ans Land stieg, ließ er verhaften und als Spion erschießen, ob er gleich ganz unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen war.

Der Minister von Stein, ein Mann von Ehre, Rechtschaffenheit, Einsicht, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe, wurde von dem französischen Kaiser geächtet, weil man sich eines Briefs desselben an den Fürsten von Sayn = Wittgenstein bemächtigt hatte, und in diesem aufrührerische Plane gegen die Franzosen entdecken wollte. Der Marschall Soult ließ nemlich den Assessor Kopp gefänglich nach Spandau führen: man untersuchte seine Papiere, wo man einen Brief Steins an den oben erwähnten Fürsten fand. Dieser Brief wurde Napoleon zugeschickt, der in fürchterlichen Zorn darüber gerieth und befahl, daß man sich des Barons Steins überall, wo er von französischen und alliirten Truppen erreicht werden könne, bemächtigen sollte. Er wurde für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt, weil er die Ruhe in Teutschland habe stören wollen. Der König von Preußen durfte den Baron von Stein, ob er schon sein Staatsminister war, nicht schützen; dieser verließ daher Preußen, und begab sich nach den österreichischen Staaten. Seine Güter, die in Polen und den Ländern des Rheinbundes lagen,

wurden in Beschlag genommen und zum Theil verkauft oder verschenkt.

Im Oktober 1812 drang der russisch-kaiserliche General Winzingerode, der von Geburt ein Hannoveraner ist, in Moskau ein, während sich Napoleon noch auf dem Kreml befand; er wurde überwältigt, gefangen genommen und vor den Kaiser Napoleon gebracht, der mächtig auf ihn erzürnt war, und schon seinem Bruder, dem Könige von Westphalen, geschrieben hatte, den General Winzingerode als einen westphälischen Unterthan vor ein Kriegsgericht zu ziehen und ihn erschießen zu lassen; allein der General wurde auf dem Transporte nach Cassel zu Minsk befreiet, und befehligt wieder einen Theil der russischen Armee. Er ist bald in österreichischen, bald in russischen Diensten, je nachdem entweder Oesterreich oder Rußland gegen Frankreich Krieg führt; er handelt, wie ein muthiger und tapferer Teutscher handeln muß. Der Teutsche muß jede Tyrannei ärger hassen, als den Tod, und es beurkundet eine schmähliche Ausartung der Nation, wenn man den Despotismus geduldig erträgt.

Napoleon trauete dem teutschen Adel nie recht, ob er schon einige Menschen dieser Classe in seinem Solde hatte, welche ihre Ehre und ihr Vaterland ihm zum Opfer brachten. Er suchte ihn zu kränken, wo er konnte, und zu demüthigen, wo sich eine Gelegenheit dazu darbot. In Dres-

den sagte er im J. 1813 im Juli: „die Westphalen sind noch viel zu üppig; der kleinste Edelmann hat im Königreiche Westphalen noch Kutsche und Pferde, aber ich werde sie schon in Ordnung bringen. Sie sollen mir von den Pferden herunter.“

Im Königreiche Westphalen mußte jeder Adliche seinen Adel erneuern lassen; sie sollten vergessen, daß sie Männer von altem Geschlechte seyn, und sich bloß als Geschöpfe des Königs Hieronymus betrachten. Bei diesem Plane beabsichtigte man zugleich die Demüthigung des Adels; man wollte ihm fühlen lassen, daß er sein ferneres Seyn bloß der Gnade des Kaisers Napoleons zu verdanken habe.

Die teutschen Fürsten mußten auf das Geheiß des Kaisers Napoleons alle diejenigen zurückrufen, welche in den Kriegsdiensten irgend einer Macht standen, die mit Frankreich Krieg führte. Dies betraf hauptsächlich die Adlichen, welche in der russischen oder in einer andern Armee dienten. Kehrten sie nicht zurück, was natürlich nicht geschah, so wurden ihre Güter in Beschlag genommen. Dies Loos traf den Baron von Bennigsen, kaiserlich russischen General, und mehrere Andere, und man sprach schon im voraus die Todesstrafe gegen sie aus, wenn man sich derselben bemächtigen sollte. Der König von Sachsen rufte auf Napoleons Befehl den General von Thielmann, den Grafen Schu-

lenburg und einige andere sächsische Offiziere zurück, um sich deshalb zu verantworten, daß sie die sächsischen Dienste verlassen hätten.

Einige adliche Familien in Teutschland vergaßen sich freilich so weit, daß sie sich ihre Töchter an französische Offiziere verheirathen ließen, und sich auf diese Art mit den Bedrückern ihres Vaterlandes in eine Verbindung einließen, die ihnen nicht zur Ehre gereichte. Mit den Bedrückern der Völker muß man nie gemeinsame Sache machen; sie müssen die Verachtung fühlen, die ihr Betragen verdient, und müssen ohne Scheu dem Fluche zum Opfer hingegeben werden.

Mehrere teutsche Adliche machten bei den französischen Gesandten die Angeber ihrer Landsleute, und schämten sich nicht, die Verräther ihres Vaterlandes zu werden. Sie wollten gern hohe Stellen haben, und da die Fürsten bei Beförderungen hauptsächlich auf die Anhänger der Franzosen Rücksicht nehmen mußten, so gelang ihnen auch meistentheils ihr Unternehmen. So war es in der Armee und bei Staatsämtern, und man konnte darauf rechnen, daß Adliche ohne Ehre und Einsichten eine hohe Stelle erhielten, wenn sie nur recht eifrig in der Vertheidigung der Sache der Franzosen waren, wofür sie auch noch den Orden der Ehrenlegion erhielten, der aber kein Orden der Ehre, sondern des Mordens und der Schande war. Durch Blut und Verrath an der Menschheit wurde er hauptsächlich verdient.

Groß war der Groll des französischen Kaisers vorzüglich gegen solche Adliche, welche die Waffen gegen ihn führten und sein schmähliches Joch zu vernichten suchten. Der Herr von Nostitz, Schill, der General von Dörenberg und Andere wurden von ihm mit den pöbelhaftesten Schimpfworten belegt, und ihr Name wurde nie ohne Erbitterung genannt. Sie waren dem Tode geweihet, wenn man sich ihrer lebendig hätte bemächtigen können.

Der Adel hat in unsern Tagen große Opfer zu bringen und große Anstrengungen zu machen, um die Schmach wieder auszutilgen, welche sich viele seiner Standesglieder während der französischen Tyrannei zugezogen haben. Es ist empörend, wenn sich ein Stand, der besonders stolz auf die Ehre ist, ob es schon leider! nicht die ächte Ehre ist, mit der Schande vermählt, und die Ketten, in welche das Volk geschmiedet ist, noch drückender und lästiger macht. Für die Tugend, den Ruhm und die Freiheit der Nationen muß der Adel bei Tage und bei Nacht sinnen und arbeiten, wenn er die Achtung verdienen will, auf welche er in der öffentlichen Meinung Anspruch macht. Allein Napoleon wußte, daß, wenn man einen bevorrechteten Stand zu Grunde richten will, man ihn nur zu Schwächen, zu Schandthaten, zu Wegwerfungen verleiten muß: so verliert er sein Ansehen in der Meinung des Volks, und erregt nachher nicht einmal Bedauern, wenn er zer-

schmettert wird. Die teutschen Fürsten durften es an Demüthigungen des teutschen Adels nicht fehlen lassen, und der Kaiser Napoleon that alles, um demselben Haß und Verachtung zuzuziehen. So durften die Adlichen, welche Besitzungen in den Staaten des Rheinbundes hatten, sich nicht beständig in Ländern aufhalten, welche nicht zu dem Letztern gehörten; sie mußten entweder ihren Aufenthalt eine Zeitlang in einem der Rheinbundesstaaten nehmen, oder ihre Güter Einem ihrer Kinder übergeben, das sich in den Ländern des Rheinbundes aufhalten mußte. Es gab keinen Kunstgriff, den man nicht anwandte, um den Adel zu demüthigen, und es wurde jedes Mittel ergriffen, seine Vorrechte zu verringern und ihn mit seinen Ansprüchen abzuweisen. Vorzüglich mißhandelt wurde der Adel im Königreiche Westphalen, wo elende Franzosen, die man oft aus Frankreich fortgejagt hatte, hohe Stellen am Hofe erhielten, und wo teutsche Adliche gar sonderbaren Zumuthungen ausgesetzt waren.

---

## Herabwürdigung des teutschen Militärs.

Die Menge der Soldaten nahm seit der französischen Tyrannei in Teutschland in allen Ländern zu, und die Achtung, die den Vertheidigern des Vaterlandes gebührt, verminderte sich.

Die teutschen Soldaten mußten an allen Kriegen Antheil nehmen, welche der französische Kaiser führte, und dieses waren lauter Unterjochungskriege, auf denen die Verwünschungen der Völker lasten und die der Fluch der Nachkommen trifft. Teutsche Soldaten wurden nach Spanien, nach Oesterreich und nach Rußland gejagt, und sollten Völker und Fürsten unterjochen helfen. Die kleinern Fürsten des Rheinbundes mußten ihre Contingente stellen, um sie nach Spanien zu senden; an die größern wagte der Kaiser Napoleon dies Ansinnen nicht zu thun, oder man lehnte sein Gesuch ab; allein nach Rußland und Oesterreich wurden die Teutschen aller Länder zu Schaaren getrieben, und viele tapfere Jünglinge und Männer haben in beiden Ländern ihr Grab gefunden.

Sobald der Soldat des Rheinbundes im Felde erschien, wurde er nicht von einem teutschen Oberfeldherrn befehligt, sondern er stand unter einem französischen. Der Kaiser der Franzosen trauete entweder den Teutschen nicht, oder er hielt sie nicht für geschickt und einsichtsvoll genug, oder er sah sie auch für zu menschlich an. Die tapfersten, ehrenwerthesten und erfahrensten teutschen Generale mußten französischem Oberbefehle gehorchen. Wie kränkend dies für einen edlen Mann seyn mußte, kann man sich leicht vorstellen, zumal wenn man bedenkt, daß mehrere französische hohe Generale sehr rohe und grobe Menschen wa-

ren, wie z. B. der Marschall Ney, der General Vandamme. Viele teutsche Offiziere fühlten sich oft darüber höchlich empört, und das Benehmen des Marschalls St. Cyr brachte den bayerischen Obergeneral, Grafen von Wrede, einen tapfern teutschen Mann, so auf, daß er sich oft voll Aerger wegwandte, wenn der französische General keck und stolz Maaßregeln befahl, die unzweckmäßig oder unausführbar waren.

Wo die Gefahr am größten war und wo Verheerungen und Tod am fürchterlichsten wütheten, da wurden die teutschen Soldaten hingestellt. Sie wurden allenthalben vorgeschoben, mußten das Meiste thun, und der Lohn und die Ehre blieb den Franzosen. Diese hatten den Sieg davon getragen und diese nannten sich die Helden der Welt. Bei Wagram und Friedland entschieden die Sachsen, und in mehrern Gefechten in Rußland die Bayern.

Die Gefahr war für die Teutschen und die Ehre für die Franzosen. Napoleon hat sich öfters die schändlichsten Aeußerungen über den moralischen Gehalt der Teutschen erlaubt. Im Jahr 1812 kam der russische Polizeiminister ins französische Hauptquartier in Polen, um noch einen letzten Versuch zum Frieden zu machen, fand aber keinen Eingang bei dem hartherzigen Eroberer, indem dieser sagte: er verliere 4 Schweine (cochons, worunter er Teutsche, Italiener u. s. w. verstand), und einen

Mann (d. h. einen Franzosen); hierdurch wollte er zu verstehen geben, daß sein Verlust unbedeutend sey, wenn er auch 5 Mann verliere, indem darunter doch bloß ein Franzose, ein Mensch, sey.

In allen französischen Feldzügen tritt Mangel an Lebensmitteln ein, und die Armeen sind oft den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Vorzüglich war dies in Rußland der Fall, und anstatt daß die Franzosen fechten sollten, zerstreueten sie sich in den Dörfern, und raubten den Einwohnern alles, was sie hatten: wenn nun der Kampf geendigt war, und die teutschen Truppen sich Lebensmittel suchen wollten, so fanden sie nichts mehr und mußten hungern. Wurden Lebensmittel vertheilt, so wurde allemal erst für die Franzosen gesorgt, und wenn etwas übrig blieb, so bekamen es dann die teutschen Truppen. Mit bewaffneter Hand verjagten die Franzosen oft die Teutschen, wenn sie ihren Hunger durch Aufsuchung von Lebensmitteln stillen wollten.

Vorzüglich schrecklich gieng es auf dem Rückzuge aus Moskwa her: kam ein teutscher Offizier oder ein teutscher Soldat an einen Ort, wo sich Franzosen einquartiert hatten, so warf man ihn heraus, so sehr er auch bloß um eine Stelle an einem Feuer bat. Ein teutscher Offizier wurde in einer sehr kalten Nacht aus der warmen Stube getrieben, in der sich der Kaiser Napoleon befand, ob er schon so entkräftet und so durch Frost

und Hunger abgezehrt war, daß er kaum weiter gehen konnte.

Mit verächtlichem Blicke sahen die französischen Truppen auf die teutschen herab, und hielten sie für kaum etwas mehr, als für ihre Sklaven. Ihr Stolz glich dem Uebermuthe ihres Kaisers, und beide offenbarten sich gegen die teutschen Soldaten auf mancherlei Arten. So sehr der Kaiser Napoleon die Kräfte der teutschen Truppen anstrengte, und so viele Vortheile er von ihnen zog, so gering war doch seine Meinung von ihrem Ehrgefühl, und für so dumm und einfältig hielt er sie. Er sah sie als willenlose Werkzeuge seiner Politik an, deren er sich nach Willkühr zur Durchsetzung seiner Zwecke bediente. Er führte sie oft zwecklos in das stärkste Kanonenfeuer, und ihm war es einerlei, ob sie verstümmelt oder getödtet wurden. Sie waren die Zahlen, womit er seine militärischen Aufgaben auflösete.

Der Kaiser Napoleon versprach den Soldaten, welche das Band der Ehrenlegion hatten, Jahrgelder; allein selten bekamen sie etwas ausgezahlt. Seine Umgebung lachte derjenigen, die solchen Verheißungen glaubten, und das Versprechen war eben so schnell vergessen, als gethan. In keinem Feldzuge schonte der Kaiser Napoleon die teutschen Soldaten; was abgieng, das mußte sogleich ersetzt werden; er haßte die Teutschen, und die teutschen Fürsten mußten, besonders im

Feldzuge gegen Rußland im J. 1812, fortdauernd für die Vollständigkeit ihrer Contingente sorgen. Es kümmerte ihn nicht, ob die Länder entvölkert wurden, wenn nur sein Heer stets vollzählig war.

Er war der Meinung, die teutschen Soldaten wären bloß Magen, und hatte deshalb eine geringe Meinung von ihrem Verstande. Doch trauete er ihnen nicht, sah sie sämmtlich für seine Feinde an, und glaubte, daß sie jeden Augenblick bereit seyn, seine Sache zu verrathen. Im July 1813 sagte er zu Dresden zu dem Minister Darû: „ach schweigen Sie von den Sachsen, es sind Teutsche, wie die Andern. Sie hoffen nur auf Gelegenheit, um dem Beispiele Preußens zu folgen. Der König (von Sachsen) ist mir treu, aber ich rechne durchaus nicht auf die Armee, so wenig, als auf alle übrige Truppen des Rheinbundes. Ich kann sie nur durch große Resultate meinem Interesse getreu erhalten.“ Er meinte nur durch Siege, die imponirten, könne er die Treue der Teutschen erkaufen; aber wie konnte er auch auf die Anhänglichkeit von Leuten zählen, die er darben ließ, die er oft muthwillig aufopferte, die er mißhandelte, verachtete und stets beargwohnte? Wie konnte er Liebe und Vertrauen von denen erwarten, die er unaufhörlich in zwecklose Kriege stürzte, deren Vaterland er unterdrückte und aussaugte, und die er zur Vertheidigung einer Sache brauchte, welche der Haß von ganz Europa traf? Er handelte

nie redlich und gut, sondern war stets voll Trug und Arglist, und dies Benehmen machte ihm auch die zu Feinden, welche für ihn ihr Blut vergießen mußten.

Der Soldat muß nie den Ehrgeitz unterstützen; bloß der gerechten Sache muß er seinen Arm leihen. Eroberungskriege würden bald unterbleiben, wenn die Eroberer niemand fänden, der ihnen beistände. Nationen ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit zu vertheidigen, dies ist Pflicht, dies macht Ehre; allein ewige Schande bringt es, wenn der Soldat Völker unterjochen, Länder verheeren und die ganze weite Erde der zügellosen Willkühr eines Einzigen unterwerfen hilft. Eine gute Sache flößt Muth ein, und der tapfere Soldat ist bloß ein Freund der Gerechtigkeit und der Freiheit, und er würde sich selbst verachten, wenn er der Herrschsucht beistände. Teutsche Männer! prüfet erst, ehe ihr etwas thut; untersucht, ob die Sache gerecht ist, der ihr eure Kräfte, eure Mühen und euer Leben weihet. Dem Tapfern macht es Ehre, für die heiligsten Interessen zu streiten; allein es würde ihn brandmarken, wenn er zur Unterjochung eines Volks etwas beitrüge. Die Franzosen brauchten die teutschen Soldaten nicht zum Heile der Welt, nicht zur Rettung der Selbstständigkeit der Staaten, sondern zur Vertilgung aller Freiheit und zur Einführung einer allgemeinen Sklaverei. Solche Absichten empören, so wie sie auch entehren, und der Schimpf,

den sich der geduldige Sklave zuzieht, ist eben so groß, als das Elend, in das er sich stürzt.

## Erniedrigung des Volks.

Unter dem Volke verstehe ich nicht den Pöbel, sondern den großen ehrwürdigen Theil der Nation, der alle Kenntnisse, alle Kraft, alle Tugenden und alle Ehre in sich vereinigt, und der in jedem weise organisirten Staate alles ist. Er trägt alle Lasten des Staates, und rettet ihn aus allen Gefahren; er bringt große Opfer und genießet doch nicht die Vortheile, auf welche er von Gottes und Rechtswegen Anspruch machen darf. Er ist das belebende Princip der Staaten und von ihm geht alle Größe und alles Wohl der Menschheit aus. Diesen wichtigen Theil der teutschen Nation wollte Napoleon vorzüglich in den Staub treten und sparte weder Erniedrigungen, noch freche Anmuthungen gegen ihn; er wollte ihn an einen leidenden Gehorsam gewöhnen, wovon die Weltgeschichte noch kein Beispiel aufzuweisen hat. Daher umgab er ihn mit Spionen, raubte ihm jede Freiheit, zermalmte durch Furcht und Schrecken seinen Muth und überhäufte ihn mit Lasten, deren Druck ihn kaum zu Athem kommen ließ.

Weil das Volk die Classen in sich begreift, welche den meisten Widerwillen gegen seine Tyran=

nei hatten, indem sie das Gefährliche derselben in ihrem ganzen Umfange durchschaueten, so bot er alles auf, sich ihm gefürchtet zu machen. Er ließ jeden Seufzer belauschen, der einem gedrückten Herzen entfuhr, und er achtete weder die Geheimnisse der Familienunterhaltung, noch die Heiligkeit der Posten. Mehr als einmal wurden auf seinen Befehl auf der Post alle Briefe erbrochen, und wenn man hier etwas Verdächtiges entdeckte, so wüthete man sogleich gegen den Unglücklichen, der nur auf irgend eine Art der Wahrheit und der Gerechtigkeit gehuldigt hatte. So wurde im J. 1813 der Kaufmann Moltrecht in Leipzig auf Befehl des französischen Kaisers verhaftet, weil man in Erfurt einen Brief desselben geöffnet hatte, der nach Frankfurt am Main bestimmt war, und in dem sich ein Stück einer Berliner Zeitung befand, worin gerade Nachrichten von Niederlagen der französischen Truppen enthalten waren. Sogleich wurde dies nach Dresden an den Kaiser Napoleon berichtet, der in seinem Zorne augenblicklich Befehl zur Verhaftung des Urhebers des Briefs gab. Gensdarmen und französische Soldaten drangen in seine Wohnung ein und nahmen ihn in Verhaft, und da es nun drei Personen in Leipzig mit dem Namen Moltrecht giebt, so verhaftete man sie alle drei, um ja die rechte Person nicht entwischen zu lassen und lieber des Unrechts zu viel als zu wenig zu thun. Die drei Unglücklichen

wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und so viel man sich auch Mühe gab, sie zu retten, so gelang dies doch nicht. Napoleon dürstete nach Menschenblut; Einer der Verhafteten, den man für den Briefschreiber hielt, wurde krank; dies verhinderte den Ausspruch des Kriegsgerichts, das sicherlich auf Tod gelautet hätte. Zum Glücke drängten sich endlich die Begebenheiten, Leipzig wurde erstürmt und dieser Umstand rettete dem Unglücklichen das Leben. Bei der Erstürmung der Stadt verkroch sich seine Wache und gab sich endlich zu Gefangenen. Man wollte Schrekken verbreiten und alle Kräfte des menschlichen Geistes lähmen; keine Wahrheit sollte dahin gelangen, wo französische Truppen standen, und jedermann sollte die Ereignisse in dem Lichte betrachten, in welchem sie der Kaiser der Franzosen dargestellt wissen wollte.

Die lügenhaften Berichte der französischen Büllletins waren vorzüglich auf die Herabwürdigung und Erniedrigung des Volks berechnet. Sie entstellten alle Begebenheiten, verbreiteten nichts als Lug und Trug, machten die Wahrheit zum Mährchen, und selbst in Frankreich sagt man von einem tüchtigen und groben Lügner: „er lügt wie ein Bülletin.“ Wer nichts als Unwahrheiten hört, der gewöhnt sich endlich daran, wem alles in einem falschen Lichte dargestellt wird, der hält es endlich für das richtige, und da man alle Begriffe verwirrt, alle Meinungen umstößt und

aller Sittlichkeit spottet, so weiß er endlich nicht einmal mehr, was wahr, was recht und was gut ist. Auf eine solche große Verderbniß des Volks arbeitete man hin, man wollte ihm nichts anders geben, als das, was im französischen Sinne ausgeprägt war, und es sollte auch nichts für wahr halten und nichts mehr wissen, als was ihm die Franzosen bekannt machten. Man wollte in ihm das Gefühl für Wahrheit austilgen, und seinen gesunden Menschenverstand gänzlich untergraben, damit er alles glaube, was französische Berichte bekannt machten, und damit er die Nachrichten der Gegner als unwahr verwerfe. Um diesen Zweck zu erreichen, verstümmelte man die Berichte der Gegner und mischte in den französischen Wahrheit und Falschheit so künstlich unter einander, daß Viele steif und fest glaubten, ein Ereigniß könne nur auf diese Art Statt gefunden haben, auf welche es die Franzosen erzählten. Diese Entstellung der Wahrheit hat der Menschheit und ihrer Bildung gewaltig geschadet und selbst der Tugend großen Eintrag gethan. Viele Franzosen gestanden öffentlich ein, ihre Nachrichten seyn bloß für den großen Haufen der Nation, dem man die Wahrheit nie entdecken müsse, sobald die Sache nicht günstig sey, für die er sein Vermögen und sein Blut hergeben solle.

Dies Schreckenssystem, das der französische Kaiser über die ganze weite Erde verbreiten und womit er sie beherrschen wollte, wurde bald durch

diese, bald durch jene gewaltsame Maaßregel verstärkt. Es bedurfte stets neuer Beispiele von Gewaltstreichen, um die Menschen ja nicht zu Athem kommen zu lassen und neuer Ungerechtigkeiten, um die Teutschen immer furchtsamer zu machen, damit ihnen ja nie der Gedanke einfalle, ein Joch abzuschütteln, das so drückend und so ehrlos für sie war. Man sparte daher die Gewaltstreiche nicht, die man zur Befestigung von Napoleons Macht für zuträglich hielt. Der Doktor Weigel in Dresden befand sich während des Waffenstillstands 1813 im Carlsbade in Böhmen. Da die meisten Badegäste aus Russen und Preußen bestanden, so war natürlich sein Umgang auf diese beschränkt. Kaum kam er von seiner Reise nach Dresden zurück, so ließen ihn die französischen Behörden sogleich verhaften und unter Bedeckung von Gensdarmen nach Erfurt abführen, wo er mehrere Monate in der Gefangenschaft schmachten mußte, bis ihm auch die Befreiung Teutschlands seine Freiheit wieder verschaffte.

In den Leipziger politischen Zeitungen stand ein Aufruf an den Hauptmann von Colomb aus der Gegend von Zwickau, wo man ihn auffoderte, bald mit den Seinen wieder zu kommen, indem man sich mit Freuden an seinen dortigen Aufenthalt erinnere. Der Aufsatz war ohne Namensunterschrift eingesandt, und jeder Leser, der von der Sache nicht unterrichtet war, hielt den-

selben für ganz unschädlich: nicht so aber die Franzosen, die wohl wußten, daß der preußische Hauptmann von Colomb in der Gegend von Zwickau ihren Truppen gar manchen Abbruch gethan und ihnen mehrere Kanonen weggenommen hatte. Sie erklärten den Aufsatz für hochverrätherisch und der Hofrath Mahlmann in Leipzig, der das Recht zur Herausgabe der politischen Zeitungen in Sachsen gepachtet hat, wurde von den französischen Gensdarmen auf Befehl des Kaisers Napoleons in Verhaft genommen. Er sollte den Verfasser nennen, aber dies vermochte er nicht; der Aufsatz war als Anzeigeartikel eingesandt und bezahlt worden, und schien ganz unverfänglich zu seyn. Selbst der Censor der Leipziger politischen Zeitungen, Hofrath Brückner, wurde mit verhaftet; da er aber bewies, daß ihn die Anzeigen nichts angiengen, so erhielt er seine Freiheit wieder; der Hofrath Mahlmann aber wurde nach Erfurt abgeführt. Viele verwandten sich für ihn und bewiesen sein vorsichtiges Benehmen in der Aufnahme der politischen Artikel und so erhielt er in etwa vierzehn Tagen seine Freiheit wieder. Dieß waren Schreckschüsse, die man für sehr heilsam hielt; sie machten Andere schüchtern und kaum wagte jemand, etwas zu sagen oder zu thun, was den Franzosen mißfallen konnte.

Zur Berückung und Bethörung des Volks suchte man Schriften auszubreiten, welche dem Unter-

drückungssysteme des Kaisers Napoleon günstig waren und welche die französischen Gewaltstreiche als Wohlthaten priesen. Man wollte die öffentliche Meinung irre führen und dadurch einer Sache Beifall verschaffen, welche von allen vernünftigen Männern verwünscht und verdammt wurde. So verrucht die Sache der Franzosen aber auch war, so fanden sich doch hier und da einige Männer, welche dieselbe vertheidigten. Der geheime Rath Crome in Gießen schrieb eine Schrift, welche den ganzen Beifall der Franzosen und ihrer Knechte erhielt; er spottete darin aller Wahrheit, versündigte sich an dem gesunden Menschenverstande und begieng ein Verbrechen der beleidigten Menschheit. Daß die Franzosen bei Lützen gesiegt hätten, pries er als ein Glück, als eine Wohlthat für Teutschland, und beschönigte alle Ungerechtigkeiten und alle Frevelthaten des französischen Kaisers mit seinen wohlthätigsten Absichten. Einen Tyrannen ohne Gleichen lobte er als einen Wohlthäter des Menschengeschlechts und eine zerstörungssüchtige Nation als eine Heil und Segen bringende. Es ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß Männer, die sonst in den Tagen, wo noch etwas Gutes von Frankreich zu erwarten war, auf alles lästerten, was dasselbe that, wenn es auch gerecht und heilsam war, jetzt die wüthendsten Anhänger des französischen Kaisers sind; sie lieben den Despotismus und gefallen sich unter seinem

eisernen Scepter; daher rühmen sie den Despoten und vertheidigen alle seine auch noch so unsinnigen Maaßregeln. Unter diese Männer gehört auch der Prof. Crome in Gießen, dessen Schrift: Crisis und Rettung Teutschlands von französischen Behörden allenthalben gepriesen und empfohlen wurde. Der Baron Bacher, der mit Crome in Verbindung stand, eilte sogleich, ein Bruchstück davon in die Leipziger politischen Zeitungen einrücken zu lassen, um das Publikum recht neugierig darauf zu machen. Die Franzosen bearbeiteten das Fach der Täuschung des teutschen Volks recht absichtlich, und solche Blätter, als die Miscellen zur neuesten Weltkunde von Zschocke, woran oft gar saubere Männer Mitarbeiter waren, und Andere, wurden von ihnen besonders beschützt. Sie kannten ihre Freunde genau, und nannten mit Stolz den Professor Buchholz, Paul Ascher in Berlin, den geheimen Rath von Woltmann in Berlin, jetzt in Prag, und mehrere andere Männer dieser Art, die wahrscheinlich noch auf Kosten des Staats ernährt worden wären, wenn der Kaiser Napoleon seine Weltherrschaft vollendet hätte. Als im J. 1813 die Franzosen wieder nach Leipzig kamen, wandte man sich an einige dortige Gelehrte, um sie zur Abfassung von Volksschriften und von andern literarischen Arbeiten zu Gunsten der Franzosen zu vermögen; allein so viel uns bekannt ist, lehnten alle

diesen Antrag ab. Wenigstens ist nichts daselbst erschienen, was die Täuschung des teutschen Volks zur Absicht gehabt hätte, wenn man nicht einige Beiträge aus Leipzig in den Miscellen zur neuesten Weltkunde ausnimmt, die aber wahrscheinlich mehr in einer verkehrten Ansicht der Dinge und in einer Unkunde der Interessen der Menschheit, als in einer Bestechung von französischer Seite ihren Grund hatten. Die schmählichsten Unwahrheiten aber verbreitete man von Dresden aus in der allgemeinen Zeitung; kaum eine Erzählung, die von dorther erschien, war richtig; alle waren voll Entstellung der Thatsachen, voll Lobpreisungen der Franzosen, und wenn man einen wackern Mann als Verfasser dieser nichtswürdigen Aufsätze nennt, so irrt man sich wahrscheinlich. Der französische Gesandte Serra hatte dabei die Hand im Spiele, und es gab kaum einen wüthendern Vertheidiger aller Maaßregeln des französischen Kaisers, als diesen Mann, der mit vielen Kenntnissen einen großen Eifer für Napoleons Sache verband.

Im Königreiche Westphalen gieng die Volkstäuschung und die Herabwürdigung der teutschen Nation am allerweitesten. Da durfte nichts zum Vorschein kommen, was der Wahrheit nur im geringsten ähnlich gesehen hätte. Die geheime Polizei wachte über Gedanken, wie über Worte, und es war alles auf die Entwürdigung des teutschen Volks angelegt. Am Hofe herrsch=

ten Lug und Trug, und in den Provinzen sollte diese Münze auch als die ächte gelten, und wer durch Worte oder durch Mienen verrieth, daß die Sache wohl eine andere Gestalt habe, als man ihr geben wollte, der wurde in den Kerker geworfen. Als im Jahre 1812 das 29ste französische Bulletin, das so naive Aufschlüsse über die Vernichtung der französischen Heere in Rußland gab, nach Marburg kam, wurde es im dasigen Casino vorgelesen. Einige der Leser stellten sich vor die Landcharte, um den Marsch der Armee darauf nachzusehen. Am andern Tage wurden sie vor die Polizei gefodert; es wurden ihnen Verweise gegeben, und es wurde ihnen angedeutet, sie sollten sich in Zukunft nicht erlauben, sich bei dergleichen Nachrichten mit lachenden Mienen vor die Landcharte zu stellen. Man fürchtete die Mienen wie die Thaten, weil man eine böse Sache hatte. In Erfurt wurde eben so ämsig auf jede Bewegung der Mienen gelauscht, und sowohl die Franzosen, als auch einige entartete Teutsche, als der Buchhändler H...., thaten alles, um den Erfurtern das Leben recht sauer zu machen.

Das Volk findet sein Heil bloß in der Wahrheit; die Gerechtigkeit ist seine Stütze und die Freiheit die Grundlage alles Großen und Ehrwürdigen, das eine Nation verherrlicht. Daher muß es sich nicht täuschen lassen, sondern immer treu an der Wahrheit und am Rechte halten,

welche endlich doch über alle Bedrückungen und alle Täuschungen siegen werden. Mannhaft muß es sich gegen die Lügen stemmen, wie gegen das Unrecht, sonst verliert es seine Ehre und mit ihr alles Ansehen und alle Würde. Die Franzosen wollten aus den Teutschen eben so geduldige, leichtgläubige und elende Sklaven machen, als sie selbst sind, allein ihr Unternehmen scheiterte an dem Wahrheitssinne und an der Entschlossenheit und dem Muthe des teutschen Volks, und an dessen Abscheu gegen alles Unrecht und gegen jede Bedrückung.

---

## Verheerung und Aussaugung der teutschen Länder.

Wo Franzosen hinkamen, da hauseten sie wie Barbaren. Sie nahmen mit, was ihnen anstand, und was sie nicht mit fortschleppen konnten, das zerstörten sie. Sie achteten weder Stand noch Würde, sondern mißhandelten alle ohne Unterschied und ohne Ursache. Wie viele Dörfer haben sie nicht in Teutschland zerstört, wie viele Fluren verheert und wie viele Provinzen und Länder an den Bettelstab gebracht! Klagen rührten sie nicht, und sie antworteten, wie ihr Kaiser, wenn man sich beschwerte: es ist Krieg! Kein Mitleid und keine Barmherzigkeit fühlend, nah-

men sie dem Unglücklichen die letzte Habe ab und zertrümmerten sie wohl gar vor seinen Augen: allgemein bekannt ist es, daß es nirgends verheerender und toller hergieng, als da, wo sich das Hauptquartier des Kaisers Napoleon befand. Jeder lebte auf Kosten der armen Einwohner, und jeder wollte auch noch in Saus und Braus leben; daher wurde nirgends mehr geraubt, als in der Umgebung des Kaisers.

Als der Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Lützen im Jahre 1813 nach Pegau kam, speisete er zu Mittage bei einer Apothekerswittwe. Kaum stand er von Tische auf, so kam seine Bedienung und packte alles ein, was sich auf dem Tische befand. Da wurde das Tafelzeug, die Tischgeräthschaften mitgenommen, und jeder in der Umgebung des Kaisers sah dies so an, als ob es in der Ordnung sey. Das nämliche geschah in Borna, und noch an einigen andern Orten, wo man vorzüglich nach dem Silbergeräthe sehr begierig griff.

Im Jahre 1806 wohnte der Kaiser Napoleon bei der Wittwe des berühmten Arztes Meckel in Halle. Ihr Gatte hatte bei Gelegenheit seiner Reise nach St. Petersburg von dem Kaiser von Rußland ein sehr reiches Silberzeug bekommen; als nun der Kaiser Napoleon bei ihr einkehrte, setzte sie dies Geschirr auf die Tafel. Napoleon stand auf, und mit ihm verschwand der größte Theil des reichen Silber-

zugs. Solche Beispiele kennt man mehrere, und es ist unglaublich, wie die Bedienung oder Umgebung des Kaisers solche Niederträchtigkeiten zu thun wagt.

Die Kaiserin von Oesterreich hatte eine Schäferei von spanischen Schaafen, welche ihr Eigenthum waren, und welche einen ihrer Lieblingsgegenstände ausmachten. Kaum hatte der Kaiser Napoleon im J. 1809 im May Wien besetzt, so bemächtigte er sich dieser spanischen Schaafe, von denen er 1500 Stück der auserlesensten nach Frankreich treiben ließ, und sie der Kaiserin Josephine zum Geschenk machte.

Hart und unempfindlich blieb er bei den Klagen, die man über die Räubereien seiner Truppen bei ihm anbrachte. Diese erhielten keinen Sold, und wenn sie endlich dergleichen bekommen sollten, so wurde ihnen fast alles für Montirungsstücke abgezogen. Daher erlaubten sie sich alles, und glaubten Gründe der Entschuldigung genug in der Antwort zu haben, daß ihnen ihr Kaiser keinen Sold auszahle. Selbst Männer, die ihm Dienste geleistet hatten, entschädigte er nicht für den Schaden, den sie unterdessen durch seine Soldaten erlitten hatten. Sobald er in eine Gegend kommt, wo ein Treffen oder eine Schlacht geliefert werden soll, läßt er sogleich solche Leute aufsuchen und herbeirufen, die der Gegend am kundigsten sind. Hierunter gehören auch die Jäger. Kaum war er vor der Schlacht bei Lützen im

Jahre 1813 am 2. May in dieser Stadt angelangt, so mußte auch der dasige Förster zu ihm kommen. Er ritt mit ihm aus und ließ sich alles genau zeigen. Mehrere Stunden vergiengen auf diese Art mit der Untersuchung der Gegend, und der Förster mußte beständig im Gefolge des Kaisers bleiben. Als derselbe sich endlich entfernen durfte und wieder nach Hause kam, hatte er alles das Seine eingebüßt. Französische Soldaten waren in seine Wohnung eingedrungen, hatten Thüren und Schränke erbrochen, und was sie nicht mit weggeschleppt, das hatten sie zerstört. Der Anblick seiner Wohnung war für den Förster ein Donnerschlag. In diesem Augenblicke fand sich ein guter Freund ein, der ihm zuredete, sich an den Kaiser zu wenden und ihn um eine Entschädigung zu bitten, da doch während der Zeit seine Wohnung ausgeplündert sey, wo er mit ihm herumgeritten sey. Der Förster ließ sich dies gefallen: man setzte eine kurze, aber kräftige Bittschrift auf; er überreichte sie dem Kaiser, der sie durchlas, und nachdem dies geschehen war, weiter nichts sagte, als: es ist Krieg! sich umwandte, und den Förster stehen ließ. Dieser erhielt also nichts für die Beraubung, welche die Franzosen an ihm verübt hatten, während er ihrem Kaiser doch einen Dienst erwiesen hatte.

Brauchte Napoleon Geld, oder sollte schnell eine Festung verproviantirt werden, so warf er seine Ungnade auf eine reiche oder wohl-

habende Stadt, und die Einwohner, durch seinen Zorn in Furcht und Schrecken gesetzt, schafften herbei, was man von ihnen verlangte. So mußte Leipzig, das er in Belagerungsstand erklärt hatte, weil einige Jungen bei der Ankunft eines preußischen Parlamentairs Hur ah gerufen haben sollten, im Jahre 1813 Wittenberg in aller Eil aus seinen Mitteln mit Wein, Reis, Getraide, Brantwein und andern Sachen, welche zur Verproviantirung einer Festung erforderlich sind, versorgen, und sich noch glücklich schätzen, daß es so den Unwillen des Wüthrichs abwandte. Alles ward während der Zeit in Beschlag genommen, und aller Handel lag gänzlich still.

Nebst der größten Zerstörungssucht beseelt den Kaiser Napoleon noch die niedrigste Rachsucht. Nach der Schlacht bei Hanau, wo er die Nacht über im Lamboy-Walde (er hat seinen Namen von den Ereignissen des 30jährigen Krieges, welche sich unter dem k. k. General Lamboy hier zutrugen) bivouakirt hatte, sandte er Morgens den 31. Oct. 1813 nach acht Uhr Einen seiner Adjutanten nach Hanau. Dieser gab dem Präfekten zu erkennen, daß er sich wundere, ihn noch nicht mit dem Municipalrathe bei Sr. Majestät gesehen zu haben, um dem Kaiser die Ehrfurcht der Stadt zu bezeigen. Man entschuldigte sich damit, daß man von der Anwesenheit Seiner Majestät im Walde keine Kenntniß gehabt hätte, und sogleich mußte der Präfekt,

sein Generalsekretär und ein Präfekturrath in Begleitung des Adjutanten und eines Gensdarmen die Wanderung antreten.

Der Kaiser saß im Puppenwalde auf einem Feldstuhle von rothem Saffian zwischen zwei mit Blau ausgeschlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachtfeuer brannte. Seine nächste Umgebung bestand in seinen Marschällen, Generalen und den Großen seines Hofs. Um diese stand ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen, weiter vorwärts befanden sich Posten von der Grenadiergarde. Als der Präfekt und seine Begleiter von dem Adjutanten vorgestellt worden waren, sagte Napoleon: „Sie sind also der Präfekt von Hanau? Das ist die schlechteste Stadt in Teutschland, die Bürger haben die Oesterreicher und Bayern mit Hurrah und Vivatrufen empfangen. Ich weiß, daß ich sie nicht zwingen kann, die Franzosen zu lieben; allein ich dächte, es wäre Princip der Klugheit, es mehr mit Frankreich, als mit Rußland zu halten. Jenes Reich liegt näher und vermag darum leichter Schutz und Hülfe zu leisten. Zur Strafe habe ich in der vergangenen Nacht die Stadt mit Granaten begrüßen lassen. Hat das Feuer viel Schaden angerichtet?

Man schilderte die Verwüstung, welche das Bombardement verursacht hatte. Der Kaiser fuhr fort: „es lag in meinem Willen, die Hälfte der Stadt zu verbrennen.“

Der Präfekt stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen, und mit welcher Geduld die Stadt die aufgelegten Lasten getragen, welche der Krieg ihr aufgebürdet habe. Er bat den Kaiser, sich auf das Urtheil irgend eines der anwesenden Marschälle oder Generale, welcher mit der Stadt und ihren Verhältnissen näher bekannt sey, berufen zu dürfen. Jetzt rief der Kaiser: „Augereau!“ Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung trat der Marschall hervor: „Sie haben das Land noch kürzlich regiert, sagte Napoleon, was können Sie mir über die Einwohner sagen?“ Augereau sprach lange und mit Wärme für die Hanauer, und lobte vorzüglich die Rechtlichkeit und den Eifer der Behörden. „Schon gut, erwiederte der Kaiser, ich weiß, daß die Behörden rechtliche Leute sind, aber die Bürger sind Canaillen! Für diesmal mag die Strafe gnügen. Jetzt lasse ich die Stadt unter dem Joche der Kosaken, ändert sie ihr Betragen nicht, so werde ich sie zu seiner Zeit noch härter züchtigen.“

Nun gieng Napoleon in sein Zelt zurück, der Großstallmeister Caulaincourt setzte die Unterhaltung fort, und erkundigte sich hauptsächlich nach der Stärke der Bayern und Oesterreicher. An vielen Orten, wo Napoleon eingekehrt war, wurde den Wirthen die Rechnung nicht gehörig bezahlt. Nachdem die erstere Rechnung berichtigt war, verweilte man gewöhnlich noch ei=

nige Zeit, und ließ sich noch mehr zu Essen und zu Trinken reichen. Wollte der Wirth nun auch dies noch bezahlt haben, so hieß es gewöhnlich, der Zahlmeister sey abgereiset und der Wirth erhielt nichts.

Der Kaiser Napoleon hatte dem Könige von Sachsen im J. 1813, als er sein Hauptquartier zu Dresden hatte, gesagt, er habe große Heerden Rindvieh aus der Schweitz kommen lassen, um sie zum Bedarf seiner Armee schlachten zu lassen. Wenige Tage darauf stand der König von Sachsen mit dem Grafen Marcolini am Fenster, als man eine Heerde Schweitzervieh vorbeitrieb. Kaum bemerkte sie der König, so theilte er dem Grafen das mit, was ihm Napoleon gesagt hatte; der Graf Marcolini betrachtete das Vieh genauer und sah, daß es das Seinige sey; er bemerkte dies gegen den König, allein dieser glaubte dem Kaiser Napoleon mehr, als seinem Minister. Der Kaiser hatte das Vieh von dem Gute des Grafen Marcolini wegführen lassen, und bediente sich sogar noch einer Täuschung, wenn etwa die Wahrheit an den Tag käme.

Der König von Sachsen war sein treuester Verbündeter, der lieber das Wohl und die Gunst seines Volks aufs Spiel setzte, als daß er die Sache des Kaisers Napoleons verließ, und dieser ließ das Lustschloß des Königs, Pillnitz, ausplündern und alles wegschaffen, was tragbar

war, und der König wollte es, als er dasselbe erfuhr, durchaus nicht glauben, bis er die überzeugendsten Beweise erhielt. So wenig Zartgefühl sollte man kaum einem Beherrscher einer so mächtigen Nation zutrauen, als Napoleon an so vielen Orten bewiesen hat; aber wundern darf man sich nicht, daß er alle Gerechtigkeit mit Füßen trat, wenn man weiß, daß er alle Tugenden bloß als politische Werkzeuge betrachtete und daß er alles Heilige verspottete, sobald er es entbehren zu können glaubte. Roh und inhuman waren seine Aeußerungen gegen Unglückliche und sein ganzes Benehmen verrieth auch keine Spur von einer hochherzigen Denkart und von Großmuth. Er rächte sich, wo er konnte, und verzieh nicht, wo er sich für beleidigt hielt. Sein unerhörter Haß gegen die teutschen Universitäten ist bekannt. Die Universität zu Halle mußte auf seinen Befehl aufgehoben werden, und er vergaß sich so weit, daß er zu Professoren sagte, sie sollten ihren Schulknaben conjungiren und dekliniren lernen und sich nicht um Politik bekümmern, die sie nichts angienge, und gegen den Professor Niemeyer äußerte er, indem er seinem Unwillen gegen Halle freien Lauf ließ, er habe die Schuljungen schon einmal fortgejagt. Zu den Deputirten des Leipziger Raths sagte er, als ihm diese den 2. May 1813 bei Lützen während der Schlacht die Aufwartung machten und ihn um Schonung derselben baten: ich liebe die Universität Leip-

zig nicht (je n'aime pas l'Academie de Leipsic). Und als er nach der Schlacht bei Leipzig auf seiner Flucht nach Weimar kam, wollte er noch die Stadt Jena anzünden lassen, weil man ihm den Wahn beigebracht hatte, Studenten hätten auf französische Soldaten geschossen. Sein Haß gegen die teutschen Universitäten hatte vorzüglich seinen Grund mit darin, daß so viele Studirende den Feldzug als Freiwillige mitmachten, und er das Gefährliche recht gut einsah, das für ihn bei einer solchen Umwandlung der Dinge zu fürchten sey: denn wenn Männer von Kopf und Kenntnissen an die Stellen kommen, wo sie am kräftigsten für das allgemeine Beste wirken können, dann kann man den Staaten keine erniedrigende Zumuthung mehr ansinnen.

Das Betragen des Oberanführers ahmten seine Untergebenen, Groß und Klein, auf die grellste Art nach. Eine wahre Geißel für Teutschland war vorzüglich der Marschall Davoust. Er zerstörte nicht bloß Brücken, wie die in Dresden und Meißen, sondern auch allen Handel und alle Gewerbe. Er saugte Länder und Städte aus, und es kümmerte ihn nicht, ob die Einwohner an den Bettelstab kämen, oder nicht. Privatleute und ganze Gemeinden beraubte er, und wo hat es je einen Heerführer gegeben, der so unsinnig verwüstet hätte, als Davoust in Hamburg? Er betrug sich nicht bloß sehr knauserig, sondern suchte auch Reichthümer durch die An-

nahme großer Geschenke und durch Plünderungen zusammen zu häufen. Im J. 1808, als er von Berlin nach Frankreich zurückreisete, kehrte er in Leipzig im Hotel de Baviere ein, verlangte die herrlichsten Weine und die größten Leckerbissen, und als ihm der Wirth Kistner die Rechnung überreichte, wollte er sie nicht bezahlen, ob sie schon äußerst mäßig war und bei weitem noch nicht dem Werthe dessen gleich kam, was er genossen hatte. Er hielt sie für unbillig und weigerte sich durchaus, das Geforderte zu bezahlen. Sein Unwille auf den Wirth stieg aufs höchste und wie rachsüchtig er ist, kann man daraus sehen, daß, als er im März 1813 wieder auf einen Augenblick nach Leipzig kam, er sogleich fragte, ob der ... von Wirth noch lebe.

Durch eine Namensverwechslung ließ der Marschall Davoust in Sachsen im Jahre 1806 ein Dorf wegbrennen und alle erwachsenen männlichen Einwohner mußten die Furcht vor der Todesstrafe ausstehen. Sie waren ganz unschuldig und in ihrem Dorfe war den Franzosen gar nichts zu Leide geschehen. In einem andern Dorfe, das mit ihm einen ähnlichen Namen führte, hatte man einige französische Nachzügler fortgejagt, welche plündern wollten. Dies verdroß den Marschall Davoust und seine Wuth machte ihn blind gegen alle Gerechtigkeit. Was kümmert einen Gefühllosen das Jammern und das Elend der Menschen? Wenn sie sich nur

fürchten und thun, was er gebietet, so macht es ihm die größte Freude.

Als der Marschall Davoust den 18. Oktober 1806 nach Leipzig kam, tobte er nicht wenig gegen dasselbe, als eine Stadt, welche England zugethan sey; als er aber eine große Summe Geldes erhielt, war er augenblicklich sehr geschmeidig; indessen dauerte dies nicht lange und sein alter Groll kehrte wieder, den er gegen alles hegt, was er für einen Feind seines Gebieters und einen Freund der Engländer hält.

Der Herzog von Padua, ein naher Anverwandter des Kaisers Napoleon, lebte in Leipzig im J. 1813 wie ein morgenländischer Satrap; er ließ sich auf Kosten einer Stadt ernähren, deren Landesherr der innigste Verbündete seines Kaisers war, und betrug sich mit einem Uebermuth, der eben so empörend war, als er ein rohes ungebildetes Gemüth verrieth. Er verlangte Geld und als man ihm dies nicht zum Geschenk gab, wollte er dergleichen borgen. Hätte man ihm sogleich bei seiner Ankunft etwa 50,000 Thaler geschenkt, wie er sich dies nicht undeutlich merken ließ, so würde er Leipzig viele Sorgen und viele Unruhe erspart haben. Auf seinen Antrag mußte eine Bürgergarde errichtet werden, und als diese Anstalt nicht in acht Tagen völlig zu Stande war, so war er höchst aufgebracht, und als man ihm die Unmöglichkeit vorstellte, seine Befehle in so kurzer Zeit zu vollziehen, erwiederte

der Glückspilz: „der Kaiser Napoleon kenne keine Unmöglichkeit.“ Er war ein Spieler und ein Wollüstling. Hazardspiele sind in Leipzig nicht erlaubt; allein auf sein Geheiß mußte fremden Abentheurern die Erlaubniß zum Hazardspielen ertheilt werden. Er stellte jedem Frauenzimmer nach, das ihm gefiel, und betrug sich mit einer Brutalität, welche der Rohheit seines Charakters angemessen war. Als er in der Schlacht bei Dennewitz den 6. Sept. 1813 alles verloren und bloß sein Leben gerettet hatte, wünschte er 24,000 Thaler zu borgen; allein niemand wollte ihm diese Summe geben. Seine Rachsucht erhielt dadurch neue Nahrung, und ehe die französische Armee am 19. Okt. 1813 die Stadt verließ, wollte er noch ihre Vorstädte anzünden lassen; er hatte sich mit dem frühen Morgen mehrere Fässer mit Pech liefern lassen, die er dazu brauchen wollte. Den Abend vorher hatte er noch sehr wohl gelebt und bei einem Kaffeeschenken in der Vorstadt von Leipzig, Namens Rothe, 21 Thaler verzehrt, die er nicht bezahlt hat und noch jetzt schuldig ist. Er wollte den andern Morgen wieder kommen; allein die Furcht vor den Russen und Preußen hat ihm wahrscheinlich die Erinnerung an seine Verbindlichkeit geraubt. Die Madam Löhr, die Gattin des bekannten Bankiers, der erst vor einem halben Jahre gestorben war und dessen Verlust sie in der Abgeschiedenheit beklagte, verjagte er aus ihrem Garten-

hause; man stellte ihm die Wahl jedes andern Garten frei, allein er bestand auf dem Löhrschen Garten und die Eigenthümerin mußte ihr Grundstück über Hals und über Kopf räumen. Späterhin führten die Franzosen Kanonen in den Löhrschen Garten und steckten damit das Vorwerk Pfaffendorf in Brand, das nicht weit davon liegt, und in welchem viele kranke und verwundete Franzosen verbrannten. Dies geschah den 18. Okt. 1813.

Da die Bewohner Leipzigs die Franzosen nicht auf allen Straßen rühmten und sie als ihre Glücksstifter priesen, so schalt sie der Herzog von Padua Anhänger der Russen und Preußen und erklärte in seinem Zorne, er werde Leipzig noch wegen der antifranzösischen Gesinnungen seiner Bewohner an allen vier Enden anstecken lassen. Er war, wie sein Herr, gegen die Universität erbittert und suchte sich bald an den Studenten, bald an den Professoren zu rächen, und gab dem damaligen Rektor Magnificus, Professor Krug, nicht undeutlich zu verstehen, daß mancher harten Verfügung durch Geld vorgebeugt werden könne. Man kann daraus leicht abnehmen, daß das Geld bei den Franzosen, bei Hohen und Niedern, ein gewaltiger Talisman war, und daß man damit vieles ausrichten konnte. Jeder Franzose wollte sich bereichern, um in Frankreich, besonders in Paris gemächlich leben zu können. Das Beispiel der Vorgänger,

die reich nach Frankreich aus Teutschland zurückgekehrt waren, sich große Güter gekauft hatten und das Leben auf eine angenehme Art genossen, hatte sie verführt und jeder war mit dem Entschlusse nach Teutschland gekommen, sich eben so zu bereichern, wie es zuvor andere Franzosen gemacht hatten.

Keiner, selbst die Angesehensten nicht, schämten sich einer Knauserei oder Niederträchtigkeit. Vor der Schlacht bei Leipzig hatte der König von Neapel sein Hauptquartier im Dorfe Wachau; die Frau des dortigen Rittergutspachters hatte manches versteckt, was sich die Franzosen ohne Umstände zugeeignet hätten. Der König von Neapel merkte dies und sagte ihr, sie möge nur alles unbedenklich wieder hervorlangen, es sollte ihr alles, was man brauche, baar bezahlt werden. Die Frau brachte die versteckte Butter wieder hervor, und schaffte zu Essen und zu Trinken, was man brauchte, und den Hühnern und Gänsen wurde sogar eine Schutzwache angetragen: allein kaum erschien das, was versteckt gewesen war, so griff die Umgebung des Königs zu, und nahm, was sie ansichtig wurde. Auf die Beschwerde darüber versprach der König alles zu bezahlen, und als er diesen Ort verließ, gab er der Frau des Pachters einen halben Kronenthaler für das, was er verzehrt und was sie eingebüßt hatte, ob sich schon ihr Verlust auf mehr als vierzig Thaler belief. Man nahm große Fäs-

ser Butter mit und der König gab keinen Heller dafür.

So machten es die Märschälle Ney, Macdonald, Marmont und Augereau; sie lebten auf fremde Kosten sehr herrlich und plünderten die armen gedrückten Einwohner recht gemächlich aus. Der Marschall Ney lag den 17. Okt. bei dem Rittergutsbesitzer in Schönefeld, dem Kaufmanne Schneider in Leipzig im Quartier und ließ es sich da recht wohl seyn, und zum Danke dafür befahl er den 18. Oktober zu Mittage alle Gebäude des Ritterguts anzuzünden; dies geschah so schnell, daß man nichts retten konnte. Es verbrannten einige vierzig Stück Rindvieh mit, die man nicht aus den Ställen bringen konnte und viele andere Sachen von Werth wurden ein Raub der Flammen, welche auch die Kirche, Schule und Pfarre anzündeten, indem der Wind einen Büschel Feuer auf den Kirchthurm in ein Vogelnest trieb und dadurch einen Brand veranlaßte, der alles herum verzehrte. Nicht die Nothwendigkeit gebot die Anzündung der Rittergutsgebäude, sondern die Eigenmacht wollte es, und ohne Schonung wurden ihre Befehle vollzogen.

Mit Unwillen verweilt man auf dem niederträchtigen und habsüchtigen Benehmen so vieler französischer Großen, welche oft nicht die geringste Spur von Ehre und von Achtung gegen andere Menschen blicken ließen. Sie bestellten sich

bei armen Handwerkern Stiefeln, Schuhe, Kleidungsstücke u. s. w. und bezahlten sie entweder gar nicht, oder doch weit unter dem Werthe der Sache. Den Landleuten nahmen sie die Pferde weg, die ihnen gefielen, und gaben ihrer Bedienung Befehl, ihren Wirthen das Federvieh ohne Umstände wegzustehlen. Sie verlangten die schönsten Zimmer der Häuser, und wenn sie dieselben verließen, so fand man, daß sie die herrlichsten Tapeten beschmuzt und die reichsten Teppiche auf die abscheulichste Art entstellt hatten. Sie wollten sich aller Orten als hohe Gebieter betrachtet wissen und aus Teutschland eine Einöde machen. Wo die Russen und Preußen an Getraidefeldern hin marschirten, oder sich darneben lagerten, da befahlen die französischen Befehlshaber darüber hinweg zu ziehen, oder darauf zu bivouakiren. Sie wollten zu Grunde richten und die Einwohner zu Bettlern machen; daher ihr sinnloses Verfahren, ihr zweckloses Zerstören, wo es keine Nothwendigkeit gebot, und wo man seine Absichten auf andere Art erreichen konnte. Demüthigen wollten sie; daher spotteten und lachten sie der Klagen, die man vorbrachte, und zeigten sich in einer Verdorbenheit, welche jedes gut geartete Gemüth zurück schreckte.

Der Krieg hat die französische Nation sehr verschlechtert, und selbst ihre so allgemein gepriesene Artigkeit wird immer seltener. Sie ist in Ansehung des Unterrichts sehr vernachlässigt; das mo-

ralische Gefühl ist nicht entwickelt, der Sinn für das Anständige ist ausgetilgt und da die Eltern ihren Kindern wenig lernen lassen, weil diese die Conscription frühzeitig unter die Waffen ruft, so wird die Nation immer unwissender, roher und ungesitteter. Sie wird für kein erhabenes Interesse begeistert, das sie in den Kampf ruft; kein großer Zweck bemächtigt sich ihres Gemüthes und ihre Gesinnung kann also nicht von dem niedrigen Eigennutze gereinigt werden. Sie kämpft für den Despotismus eines Einzigen; es gilt die Unterjochung aller Völker und die Vernichtung jeder Spur von Freiheit und alles Wohlstandes. Bei der schlechten Sache, für die sie ficht, sinkt sie selbst immer tiefer in den Abgrund der Verderbniß, und da sie nicht einmal die Aussicht einer bessern Zukunft belebt, so ist ihr Geist eben so ohne Hoffnung, wie ohne Gefühl für das Gute. Der lange Kampf, in den sie Napoleons Herrsch- und Eroberungssucht verwickelt hat, hat sie so verschlimmert, daß sie eine Geißel der Welt, so wie der Fluch der Menschheit worden ist.

Wenn diese wilden und verdorbenen Heere in ein Land einrückten, mochte dies als Feind oder als Freund seyn, so erlaubten sie sich alles, was ihnen der Eigennutz und die Genußsucht eingab. Keine Speise war ihnen gut genug; sie tadelten alles und verlangten das Beste, was man auftreiben konnte. Wurden sie auf dem Lande z. B. Federvieh gewahr, so mußte dies geschlachtet und



Bayerische
Staatsbibliothek
München

ihnen zur Nahrung zubereitet werden. Was man ihnen nicht gutwillig gab, das wußten sie sich durch List oder Gewalt zu verschaffen. Keine Thüre war zu fest, die sie nicht aufsprengten, und kein Schloß zu künstlich, das nicht vor ihnen aufsprang. Sie schossen mit Pistolen in die Schlüssellöcher, wo die Thüren sogleich aufsprangen. Sie knöchten die Menschen bis aufs Blut und thaten ihnen alles zu Leide, wenn sie nicht erhielten, was sie foderten. Das schwarze Brod warfen sie oft unter den Tisch; gewisse Gemüse mit Fleisch schütteten sie zum Fenster hinaus und verlangten nicht selten Wein und Mädchen, und wenn ihre Wünsche nicht befriedigt wurden, so fiengen sie an zu zerstören. Besonders arg machten sie es auf dem Lande, wo die gehörige Aufsicht fehlte.

Eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen die Franzosen in der Aufsuchung verborgener Schätze. Sobald sie in eine Stube treten, pochen sie mit dem Fuße auf die Dielen, um zu hören, ob es hohl klingt; sie klopfen an die Oefen, um zu erfahren, ob etwas darin verborgen ist; in die Keller gießen sie Wasser, und wo dies schnell hineinsickert, da nehmen sie an, das Erdreich sey frisch aufgegraben. Es giebt keinen Winkel, keine Esse im Hause, keinen Baum im Garten, den sie nicht durchsuchten und wenn sie nichts entdecken, so fangen sie an, dem Hauswirthe zuzusetzen, um durch ihn selbst zu erfahren, was er etwa

versteckt hat. Sie bringen das Verborgene gewiß an den Tag, denn sie lassen ihm keine Ruhe, bis er ihren Willen befriedigt. So preßte im J. 1806 der General Savary (Herzog von Rovigo) einem Amtmanne auf dem Harze seine silbernen Löffel ab und nachdem er damit gegessen hatte, gab er sie seinem Bedienten, um sie einzupacken. Auf diese Art haben hohe und niedere Offiziere vieles Silbergeschirr in Teutschland erbeutet, und weder Ehre noch Recht achtend, sich mit unvertilgbarer Schande befleckt.

Im Feldzuge 1813 befanden sich unter dem französischen Heere viele Galeerensklaven, welche sich die schändlichsten Dinge und die größten Erpressungen erlaubten. Andere thaten nach, was sie von jenen sahen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß Franzosen sich der Semmel zu einem Zwecke bedienten, den der Anstand zu nennen verbietet; ein andermal schnitten sie ein Stück Krume aus dem Brode, thaten Butter hinein und warfen jene ohne Bedenken auf die Straße. Im Herbste 1813 kamen Flüchtlinge an, welche vieles Mehl bei sich hatten, und mit diesem bestreueten sie ihren Unrath. An mehr als an einem Orte verdarben sie den Brodteig, indem sie entweder Glas hineinwarfen, oder noch schändlichere Dinge mit ihm vornahmen. Das Erste geschah im May 1813 im Dorfe Schönefeld bei Leipzig und das Andere auf einem Dorfe in der Gegend von Borna.

Das Bivouakiren richtet Städte und Dörfer zu Grunde. Wo des Nachts ein Bivouak aufgeschlagen wird, da gleicht in kurzem die Gegend, als ob Heuschrecken da gehauset hätten. Man dringt in die Wohnungen ein, trägt Stühle, Thüren, Bänke, Stroh, Getraide und Federvieh hinaus, und verbrennt die Ersten und verzehrt das Letztere. Alle Planken werden fortgeschafft, die Bäume umgehauen und so groß auch die Requisitionen sind, die man an Brod, Branntwein, Fleisch, Butter und Käse an die Einwohner macht, so reichen sie doch nicht hin. Immer dringen die Soldaten von neuem in die Dörfer ein, quälen die Einwohner und tragen fort, was sie habhaft werden können. Es giebt für ein Land kein verderblicheres System, als jenes des Bivouakirens, und die Gesundheit des Soldatens leidet durch nichts so sehr, als dadurch, daß er jeder Witterung ausgesetzt ist, und wenn es regnet, schneiet oder friert, auf der einen Seite verbrennt, auf der andern erfriert.

## Plünderungen, Verheerungen und Erpressungen, welche die Franzosen im Königreiche Sachsen verübt haben.

Der König von Sachsen war ein standhafter Freund des Kaisers Napoleon, und dieser hat kein Land so sehr verheert, als das Königreich Sachsen. Ueberall, wo man hinblickt, stößt man auf Trümmer, welche Denkmäler der Franzosen sind; überall begegnet man Unglücklichen, denen diese alles geraubt haben.

Nachdem der französische Kaiser im J. 1806 Sachsen besetzt hatte, mußte das Land eine Contribution erlegen, die 8 Millionen Thaler betrug, und diese mußten in sehr kurzer Zeit herbeigeschafft werden. Die englischen Waaren, die sich in Leipzig und an andern Orten befanden, hatte man mit Beschlag belegt, und als man sie wieder haben wollte, mußte allein die Stadt Leipzig für den Loskauf derselben 7 Millionen Franken bezahlen. Geld konnte man noch geben und gab man gern, weil man noch Geld hatte, allein das schmerzte tief und das empörte, daß sogleich die Sachsen gegen ihre vorigen Bundesgenossen — die Preußen — in den Kampf ziehen mußten. Die Preußen hatten sich auf die schonendste Art in Sachsen benommen, dahingegen hatten die Franzosen alle Städte

und Dörfer ausgeplündert, die sie auf ihrem Marsche nach Preußen berührt hatten.

Der Kaiser Napoleon hatte in seinem finstern Gemüthe beschlossen, Torgau zu einer Festung zu machen, und die Kosten des Baues mußte das Land tragen, dessen Handel zu Grunde gerichtet war und dessen übrige Erwerbszweige gänzlich stockten. Der Bau der Festung Torgau wurde auf 6 Millionen Thaler angeschlagen; das Land mußte aber nicht bloß das Geld dazu hergeben, sondern auch 1812 und 1813 die Arbeiter dazu stellen. Niemand wollte gern am Festungsbaue arbeiten, daher mußten die Dörfer, welche die Arbeiter stellten, außer dem Tagelohne, noch große Zuschüsse machen. Wegen der Anlegung der Festung wurden mehrere Dörfer zerstört und in der Stadt mehrere Häuser abgetragen. Der General S..., der ein eifriger Anhänger der Franzosen war, kaufte sich ein großes Rittergut, auf dem man Kalk brannte, und lieferte den Kalk zum Festungsbaue. Die Anhänger der Franzosen vermehrten noch den Druck, unter welchem das Land seufzte; sie beschränkten die Verbote des Verkehrs mit gewissen Waaren noch mehr, als nöthig gewesen wäre, und thaten alles zum Nachtheile des Landes, was die Franzosen wünschten.

Im J. 1809 brach der Krieg mit Oesterreich aus, und Sachsen mußte 20,000 Mann zur französischen Armee nach Oesterreich stel-

len, und die Oesterreicher drangen in Sachsen ein, weil das Land von Truppen entblößt war. Der König von Westphalen rückte ein und seine Truppen waren für das Land eine weit drückendere Last, als es die Feinde gewesen waren. Bei Wagram blieb eine große Menge Sachsen, und die Armee mußte nach dem Wiener Frieden sogleich wieder vollzählig gemacht werden. Die Montirung und die Bewaffnung war verändert worden, und das Land bekam dadurch eine Last mehr zu tragen.

Der König war Herzog von Warschau; jede Reise nach der Hauptstadt desselben erfoderte einen Aufwand, und Sachsen gab das Geld her, welches diese Reisen verlangten. Der König nahm beinahe jedesmal eine halbe Million Thaler mit.

Zur gleichen Vertheilung der Kriegslasten war eine Abgabe unter dem Namen Ausgleichungsgeld eingeführt worden, und die Summe desselben belief sich bis zum J. 1812 schon auf 9 Millionen, ob schon die Vergütung erst mit den Schäden vom July 1807 begann. Die Plünderungen und Verheerungen, welche die Franzosen im J. 1806 und in der ersten Hälfte des J. 1807 angerichtet hatten, so wie die Einquartierungslasten während dieser Zeit wurden nicht vergütet. In neuern Zeiten betrug die Vergütung für einen gemeinen Soldaten, den jemand zur Einquartierung erhielt, durch das ganze Land acht Groschen; allein es

gab Gegenden, wo alles so theuer war, daß man dem Einquartierten kaum ein Mittagsbrod dafür reichen konnte. Wer nun seine Einquartierung nicht selbst behalten konnte, sondern sie ausquartierte, der mußte z. B. in Leipzig für den gemeinen Soldaten täglich 16, 18, 20 Groschen, ja sogar 1 Thaler geben, je nachdem es Sommer oder Winter war, und das Brod mehr oder weniger hoch im Preise stand. Viele Hausbesitzer, ja auch viele Miethleute sind durch diese Einquartierung gänzlich zu Grunde gerichtet worden.

Als der Krieg gegen Rußland beschlossen war, fieng der Durchmarsch französischer, italienischer, teutscher und anderer Truppen durch Sachsen wieder an, und da der Soldat höchst ungern in diesen Kampf zog, so erlaubte er sich manches, was er sich sonst nicht gestattet hätte. Der Kaiser Napoleon reisete über Dresden zu seiner Armee, und kaum war er in Rußland eingedrungen, so mußte Sachsen eine sehr große Menge Ochsen liefern. Zwar wurde den Steuerpflichtigen eine Vergütung versprochen; allein diese betrug kaum die Hälfte des Preises, den sie bei der Verdingung der Lieferung geben mußten. Alle Augenblicke mußten neue Stückpferde geliefert werden; bald hatte man die vorigen verkauft, bald waren sie unbrauchbar worden; daher mußte das Land, nämlich die steuerpflichtigen Grundbesitzer auf dem Lande, große Summen zum Ankauf frischer Pferde aufbringen. Die

Menge der Ausgaben, welche dieser und der vorhergehende Krieg erfoderte und welche das Land aufbringen mußte, untergruben den Wohlstand des Landes an der Wurzel. Gegeben mußte werden, und es konnte doch nichts verdient werden, weil aller Handel und alle Gewerbe darnieder lagen. Die Fuhren, welche das Land stellen mußte, waren eine andere drückende Last für Sachsen. Hierzu kamen noch große Lieferungen an Stroh, Heu und Hafer, und der arme Landmann erndtete bloß für die Truppen, welche durch Sachsen marschirten, oder darin eine Zeitlang verweilten.

Das Jahr 1813, das Sachsens völligen Ruin bewirkt, aber auch Napoleons Weltherrschaft zerstört hat, verdient eine ausführlichere Schilderung der Leiden und Lasten, welche Sachsen erduldet und ertragen hat. Die meisten Franzosen, die sich aus Rußland gerettet hatten, besonders die Offiziere, zogen durch Sachsen, hielten sich mehrere Tage in Leipzig oder Dresden auf, verbreiteten Krankheiten und mußten fast sämmtlich zu Wagen weiter geschafft werden. Als die Russen nach den beiden Laüsitzen vordrangen, kam der Marschall Davoust nach Dresden, wo er zwei Bogen der dortigen schönen Brücke sprengen ließ. Zugleich verbrannte er die Brücke zu Meißen und versenkte alle Elbkähne, welche zum Verkehr zwischen den beiden Ufern und den nah gelegenen

Gegenden dienen. Der Rückzug der Franzosen erfolgte, und alles, was sie unterwegs antrafen, wurde, wie gewöhnlich, verheert, zerstört oder mitgenommen.

Im Königreiche Sachsen sind im J. 1813 fünf große Schlachten, bei Lützen, Bautzen, Dresden, Jüterbogk und Leipzig, und eine sehr große Menge Treffen und Gefechte geliefert worden. Es giebt fast keine Gegend, die nicht durch irgend einen Kampf merkwürdig worden wäre, und wer die Verheerungen kennt, welche eine Schlacht zur Folge hat, der kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, was Sachsen dabei gelitten hat.

Während der Schlacht von Lützen brannten fünf bis sechs Dörfer theils gänzlich, theils bloß zum Theil ab, und die ganze umliegende Gegend wurde, vorzüglich von den Franzosen, ausgeplündert. Auf dem Wege, den die französische Hauptarmee vom Schlachtfelde nach Dresden einschlug, giebt es wenige Dörfer, die nicht von den Franzosen geplündert oder auch zerstört worden seyn. In den Städten und auf dem Lande raubte der Franzose, weil er nichts zu essen hatte und weil er sich auch etwas durch das Rauben erwerben wollte. Der linke Flügel der Armee marschirte unter dem Marschall Ney nach Leipzig; hier verweilte er vier Tage, weil man noch nicht wußte, wie es auf der Seite nach Düben, Delitzsch und Halle hin aussähe. Die

Truppen bivouakirten und mehr als zwanzig Dörfer wurden gänzlich ausgeplündert, das Vieh wurde weggeführt und geschlachtet, vielleicht auch weit unter dem Werthe verkauft. Sobald Abends die Trommel gerührt ward, drangen die Soldaten in die Häuser ein, durchsuchten alles, nahmen mit, was sie fanden, und was sie nicht mit fortnehmen konnten, das zerstörten sie. So hauseten die Franzosen in Freundes Lande!

Das Ungewitter zog sich über die Elbe und breitete sich in beiden Lausitzen aus, welche durch die Räubereien, Zerstörungen und Verheerungen der Franzosen beinahe eine Einöde worden sind. Unreif schnitten sie die Aehren ab, dorreten und verzehrten sie. Das junge Getraide wurde zum Viehfutter gebraucht und die Häuser und Planken wurden in die Bivouaks geschleppt und da verbrannt. Alles Federvieh, so wie das Rindvieh und die Schaafe und Schweine wurden geschlachtet. Die Obstbäume wurden umgehauen und die Wälder zerstört.

Jetzt erfolgte der Waffenstillstand und nun wurde das Land recht in Ruhe ausgesaugt. Die Durchmärsche waren während dieser Zeit sehr zahlreich; besonders erhielt die französische Armee viel Verstärkung an Reiterei. In einigen Gegenden stellte man deshalb auf den Böden Untersuchungen an, und nahm allen Hafer und alles Heu weg. Die Festungen Wittenberg und Torgau mußten verproviantirt werden und alles dies ge-

schah auf Kosten des Landes. Die französischen Soldaten, die höchst ungern fochten, waren räuberischer als je, und als am 10. August des Kaisers Napoleons Geburtstag gefeiert wurde, mußten die Städte und Dörfer Fleisch, Messer, Gabeln, Töpfe, Teller, Bier, Wein, Bänke, kurz alles, was zu einer Mahlzeit erforderlich ist, liefern, und die französischen Soldaten feierten auf Kosten der armen Einwohner Sachsens den Geburtstag Napoleons des Großen. Man schämte sich keiner Unthat, und indem man alle Schaam mit Füßen trat, hausete man, als ob das ganze Land eine Einöde werden sollte. Zwar äußerte Napoleon noch im Anfange des July 1813 gegen den Minister und Staatssekretär Darü, daß man Sachsen noch schonen und daß man es ein wenig zu Athem kommen lassen müsse, um im Nothfalle eine letzte Ressource an ihm zu erhalten; allein seine Soldaten nahmen diese Rücksicht nicht an, sondern zehrten und schwelgten, wo sie etwas aussindig machen konnten. Um Dresden herum und in den Lausitzen standen die Truppen in Lagern und nahmen den unglücklichen Bewohnern dieser Gegenden alles ohne Schonung und ohne Barmherzigkeit hinweg.

Nach der Mitte des Augusts begann der Kampf von neuem: in der Schlacht bei Dresden wurden eine Menge Dörfer verheert und verbrannt; die verbündeten Heere drangen nach der Schlacht,

am Katzbach und nach der Schlacht bei Großbeeren in die Lausitzen ein, und als die Franzosen bei Jüterbogk geschlagen waren, standen ihnen auch die übrigen Theile des Landes offen. Jetzt waren die französischen Truppen, vielleicht 350,000 Mann stark, bloß auf Sachsen eingeschränkt, das alles, was sie brauchten, herbeischaffen mußte. Eine Lieferung nach der andern wurde ausgeschrieben; bald mußten die Dörfer Mehl, bald Heu und Stroh, bald Erbsen und Linsen liefern. Auch mußten wieder Pferde gestellt werden und selbst die Franzosen verlangten dergleichen für sich. Die Kosaken aber schweiften allenthalben im Lande umher und nahmen die Transporte von Lebensmitteln weg. In den Gegenden, welche die französischen Truppen räumen mußten, nahmen sie den Einwohnern Vieh und alles, was sie fortbringen konnten, mit weg. Der Marschall Marmont, der aus der Gegend von Großenhain vertrieben worden und bei Meißen über die Elbe geflohen war, langte den 29. Sept. bei Leipzig mit Heerden Vieh an, welche beinahe so stark als sein Armeekorps waren, und welche seine Soldaten in der Gegend von Meißen und Oschatz den armen Landleuten gestohlen hatten. In der Gegend von Leipzig trieb man dies Vieh auf die mit Kohl bepflanzten Felder, und viele Einwohner büßten in zwei Tagen das ein, was ihnen auf den ganzen Winter Unterhalt und

Nahrung geben sollte, und dennoch reichte dies Futter nicht zu. Das Vieh zehrte sich ab, und was man nicht schnell schlachten konnte, das verkaufte man; allein kaum hatten es die Bewohner gekauft, so führten es ihnen andere französische Truppen wieder weg.

Man bemerkte Vorzeichen großer Ereignisse. Um Leipzig herum sammelten sich immer mehrere Truppen, welche nach und nach von allen Seiten umringt wurden. Die Lieferungen und Requisitionen waren unerschwinglich; man drasch Tag und Nacht, und doch konnte man nicht alle Forderungen befriedigen, die man machte. Jetzt fielen die Soldaten in die Dörfer ein, und trugen alles fort, was zum Lebensunterhalte dient. Alle Wintervorräthe an gedörrtem Obst und alles Vieh wurde von den Franzosen fortgeschafft und verzehrt. Die Reiterei fouragirte, und drang in alle Dörfer weit und breit um Leipzig herum ein. Aus den Scheunen holte sie anfänglich bloß den ungedroschenen Hafer, dann die Gerste, den Weitzen, das Korn, kurz alles, was in den Scheunen noch ungedroschen war. Die Heuböden waren in kurzem ganz leer und große Heerden Vieh in wenigen Tagen aufgezehrt. In die Bivouaks schleppten die Soldaten Hausthüren, Bänke, Tische, Zäune und Planken, und als dies alles verbrannt war, machte man sich an die Häuser. Man riß das Gesparre herunter und die Seitenbalken in den Häusern und Scheunen

heraus. Die Windmühlen trug man fort, und als gar nichts mehr vorhanden war, mißhandelte man die Bewohner, welche noch nicht entflohen waren. Man erbrach alle Kisten und Kasten und suchte allenthalben nach Schätzen. Auf allen Straßen sah man Kinder und Weiber, die weinten, schrien und wehklagten, weil man ihnen alles geraubt hatte, und sie nunmehro aus ihren eigenen Wohnungen fortgejagt hatte. Hier begegnete man einer Mutter, die den Säugling fast nackt auf dem Arme trug; dort sah man einen Landmann langsam in sich gekehrt dahinschleichen, den die Mißhandlungen und die Räubereien der Franzosen fast tiefsinnig machten. Aller Muth war gebrochen, alle Hoffnung der Hülfe verschwunden und alle Aussichten waren getrübt. Wo man hinblickte, da starrte grausenhaft dem Beobachter das Elend an, und wo man Töne vernahm, da war es entweder Jammergeschrei oder wilder Soldatenlärm.

Die große, die Welt befreiende Schlacht begann und nun wurde nichts mehr geschont. Kirchen wurden erbrochen, Sakristeien ausgeleert und Gräber aufgesprengt; den Todten, welche noch nicht verfault waren, wurden die Kleidungsstücke ausgezogen, die Ringe von den Fingern geschnitten und die Särge verbrannt. Dörfer standen in Flammen und da sich die Franzosen fast stets in dieselben warfen, so brannten bisweilen acht bis zehn Dörfer auf einmal. Die Ein-

wohner hatten sich größtentheils in die Wälder geflüchtet und das, was sie noch gerettet, vergraben; allein während der Schlacht durchsuchten die Franzosen alles und entdeckten gewöhnlich noch das Versteckte. Den 18. Oktober kam der Kaiser Napoleon mit der jungen Garde auf einige Stunden nach dem Dorfe Stötteritz, in welchem die Ehrengarde in der folgenden Nacht eine Heldenthat begieng, die hier erwähnt zu werden verdient. Die Kirchthüren waren schon vor mehrern Tagen eingebrochen und verbrannt worden. Noch aber waren die auf alle mögliche Weise verwahrten Thüren unversehrt, welche in die Sakristei führen. Nur ein einziger Eingang ist aus der Kirche in dieselbe, aber dieser war mit doppelten Thüren versehen. Die erste Thür, an welcher zwei sehr große eiserne Riegel in die steinerne Mauer gehen, war von starken eichenen Pfosten; an der zweiten waren zwei große Schlösser angebracht und beide auf alle nur mögliche Art verwahrt. Man war deshalb um desto sorgfältiger dabei zu Werke gegangen, weil die Kirche schon vor einigen Jahren beraubt worden war. An diesen wohlverwahrten Thüren machte nun die französische Garde ihr Meisterstück. Schon vorher war sie mit Gewalt in den Kinderlehrer gedrungen, die Schlüssel herauszugeben, dieser aber hatte vorgegeben, daß er sie nicht habe, sondern daß sie sich in des Predigers Händen befänden, der auf einem andern Dorfe wohne. Die Ehrengar-

den hatten sich mit allen Arten von Instrumenten versehen. Stundenlang mußten sie hauen, ehe sie sich durch die steinernen Thürgewände hindurch arbeiteten, die Thüren zerschlugen und die großen Schlösser abbrachen. Wer noch lange nachher diesen Einbruch besah, der mußte über die Anstrengung erstaunen, die man zur Eröffnung dieser Thüren hatte anwenden müssen. Endlich vollendeten sie ihr Werk. In der Sakristei standen zwei große Kasten mit Eisen beschlagen und mit großen Vorlegeschlössern versehen. Diese wurden geöffnet. Hier befand sich der goldene Kelch und eine bedeutende Summe Geld, auch einige zinnerne Kannen. Alle Schriften, die darin waren, wurden herausgerissen und herumgeworfen. Mehrere Kisten und Schubladen wurden zerschlagen. Der Beichtstuhl wurde weggerissen und die Altarbekleidung hatte ein ähnliches Schicksal. Furchtbares Grausen und Entsetzen überlief den besseren Menschen, wenn er den andern Tag in die so schrecklich verwüstete und zerstörte Kirche eintrat.

Alle Brücken um Leipzig waren während der Schlacht theils abgebrannt, theils abgetragen worden, und mehrere andere wurden von den Franzosen auf dem Rückzuge zerstört, zu dessen Deckung sie Leipzig einer Erstürmung und eine der ersten Handelsstädte Teutschlands einer gänzlichen Vernichtung aussetzten. Allein was kümmerte dies den Kaiser der Franzosen, der kalt, stier und gefühllos dahin ritt,

und bloß an seine Rettung dachte? Was durfte man von Soldaten erwarten, deren Heerführer kein Mitleid, keine Schonung und keine Barmherzigkeit zeigten? Doch die Nemesis hat sie erreicht und den Schuldigen, aber auch den Unschuldigen, gleich hart gezüchtigt. Welche Verheerungen in Sachsen und in andern teutschen Ländern auf dem Rückzuge von den französischen Truppen angerichtet worden sind, kann man sehen, wenn man die Straße von Leipzig bis Frankfurt am Main reiset. Mehr als eine Meile zu beiden Seiten der Straße findet man Zerstörungen und Elend in Menge, und nur gering sind die Mittel, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Die französischen Truppen haben den Einwohnern Sachsens den größten Theil ihrer Pferde geraubt, und jetzt fehlt es an Spannvieh, wie an Saamengetraide. Das Land hat durch die Franzosen einen Verlust erlitten, den vieler Jahre Fleiß, Glück und Ruhe nicht wieder gut machen können. Und doch sind die Abgaben noch sehr groß, welche zu den Bedürfnissen des Staats herbeigeschafft werden müssen. Im J. 1815 wurden zweimal Beiträge zur Ausgleichungskasse und ein Provisorium ausgeschrieben, und durch die Ersten ist keiner Noth abgeholfen worden, und durch das Zweite die Staatsausgaben nicht gedeckt worden. Die Gouvernementsregierung hat leere Kassen, die Befriedigung vieler dringenden

Bedürfnisse und ein verheertes Land gefunden; allein sie thut, was durch Einsicht, Thätigkeit, Menschenliebe und schonende Rücksichten möglich ist *).

---

*) Bei allem, was die Gouvernementsregierung thut, hat sie das allgemeine Beste streng vor Augen, und wenn nicht alles gethan wird, was die Umstände erheischen, so liegt dies theils mit an den Gebrechen der sächsischen Staatsverfassung. Der Fürst Repnin ist ein menschenfreundlicher und gerechter Mann, und seine Gehülfen zeichnen sich durch eine Einsicht und durch eine Liebe zum teutschen Vaterlande aus, welche ihnen den Dank aller patriotischen Sachsen erwirbt. In dem Königreiche Sachsen ist seit 40 Jahren fast alles beim Alten geblieben, und daher hat seine Regierung beinahe den Sinn für Neuerungen und also auch für Verbesserungen verloren. Sachsen leidet an den Uebeln unzweckmäßiger, ja oft ungerechter Civil-, Criminal- und Polizeigesetze, und den Advokaten ist ein Spielraum gelassen, der für die Gerechtigkeit und Sitten höchst verderblich ist. Die Rittergüter sind fast gänzlich noch von Abgaben frei, ob sie schon beinahe den vierten Theil der Grundbesitzungen ausmachen: die Patrimonialjustiz behauptet sich noch in ihrer höchsten Erbärmlichkeit; dazu ist die Polizei auf den Dörfern über alle Maaßen elend. Die Hutgerechtigkeit dauert auf den Wiesen an einigen Orten bis zum 1. May, an andern bis zum 12. May fort, und da seit einigen Jahren mehrmals

Nichts schonten die Franzosen in Sachsen, was sie zu ihren Zwecken für tauglich hiel-

---

trockne Witterung eingetreten ist, so ist äußerst wenig Heu geerndtet worden. Vielleicht kann die Gouvernementsregierung diesem Uebel der so späten Behütung der Wiesen schon in diesem Jahre abhelfen, indem sie den Termin der Behutung bis auf den 1. April durch das ganze Land festsetzt. Sie würde sich hierdurch noch mehr um Sachsen verdient machen. Der Holzdiebstahl hat in einem solchen Grade überhand genommen, daß, wenn er so fortdauert, wie seit einigen Jahren, um große und kleine Städte alle Wälder zerstört seyn werden. Alles klagt über schlechtes Gesinde; es will nicht arbeiten und nicht gehorchen; es fehlt an einer gerechten und zweckmäßigen Gesindeordnung. Die Bettelei ist ärger als je und daher auch die Veranlassung zu Diebstählen sehr groß. In Sachsen herrscht wenig Ehrfurcht gegen die Gesetze, weil man sie, die oft ungerecht und zweckwidrig sind, nicht streng und unpartheiisch vollzieht, und weil sich die Obrigkeiten in den Ruf gebracht haben, als thäten sie alles aus Eigennutz. Der Geist war aus der Regierung entflohen und bloß die leere Form zurückgeblieben. Alle Stände lagen im Kampfe mit einander und jeder suchte so wenig als möglich zu geben, und dem Andern so viel als möglich aufzubürden. Doch genug von den Gebrechen, welche der Verfassung des Königreichs Sachsen ankleben und die gewiß verbessert werden werden, wenn die gegenwärtige Regierung noch lange das Steuerruder in Händen behält.

ten. Viele Kirchen mußten ihnen zu Lazarethen und Magazinen eingeräumt werden, und da sie jeden Ort, der sich zum Befestigen eignete, sogleich befestigten, so haben sie sich dabei eben so viel Schändliches als Ungerechtes zu Schulden kommen lassen. Auf dem Sonnenstein bei Pirna war seit ein paar Jahren eine Heilanstalt für Geisteskranke errichtet worden, welche daselbst nach sehr richtigen Grundsätzen behandelt wurden; man bezweckte ihre Wiederherstellung, und da man in Ansehung ihrer Behandlung die zweckdienlichsten Mittel ergriff, welche die Vernunft und die Erfahrung gelehrt haben, so war man darin sehr glücklich, und die Anstalt war sowohl ein Bedürfniß, als eine Zierde Sachsens. Einsichtsvolle Männer standen ihr vor, und der König sorgte reichlich für das, was zur Unterhaltung eines so heilsamen Institutes erforderlich ist.

Diese Anstalt wurde im J. 1813 von den Franzosen gänzlich vernichtet, die sich dabei Schandthaten zu Schulden kommen ließen, wofür die Sprache kaum Worte hat. In ihrer viehischen Wuth sanken sie tief unter das Vieh herab. Auf Befehl des Kaisers Napoleons wurde diese so nützliche Anstalt zerstört, der sich dadurch einen neuen Kranz der Unsterblichkeit, gleich dem Herostratus, um seine Schläfe geflochten hat.

Bei der Räumung der Anstalt begiengen die Franzosen die größten Niederträchtigkeiten, und bewiesen eine Habsucht, die sie ewig brand=

markt. Dieselbe sollte ihnen von einem sächsischen Commissarius übergeben werden; allein sie setzten sich ohne Umstände in den Besitz derselben und schalteten darin, als ob sie in eine eroberte Festung eingezogen wären. Dies that der französische Major Pervant vom 28. Linieninfanterieregiment, und mit gänzlicher Beseitigung der verabredeten Uebergabe nahm er den Hausbeamten sämmtliche Schlüssel ab, untersagte die Verabfolgung der Vorräthe und besetzte alle Auswege mit scharf instruirten Wachen, um seinen Maaßregeln Nachdruck zu geben. Seiner Anordnung zufolge sollten die Kranken augenblicklich entfernt und ihre Betten und Sachen, so wie jene der Hausbeamten, noch vor Eintritt der Mittagszeit fortgeschafft werden; indessen wurde diese Frist später noch bis auf den Abend verlängert.

Der Major Pervant ließ sich auf die ihm von dem Abgeordneten und dem Arzte gemachten Vorstellungen, daß höchsten Orts eine ordentliche Uebergabe anbefohlen sey, daß diese Uebergabe sich bloß auf die in Anspruch genommenen Gebäude beschränken solle, daß er mit seinen Truppen die Verpflegung von der Stadt Pirna zu erwarten habe, und daß die der Anstalt gehörigen Vorräthe unvermindert fort zu schaffen seyn, durchaus nicht ein, sondern vereitelte vielmehr alle Versuche, die zur Verpflegung der Anstalt auf die nächsten Tage erforderlichen Lebensmittel fortzubringen, mit Gewalt, ließ einen mit Brod

beladenen Wagen wieder abladen und stellte die vorhandenen Vorräthe, nachdem er sie selbst besehen hatte, unter militärische Aufsicht. Er requirirte außerdem ein gutes Bett, 60 Gebette Betten von den vorräthigen Krankenbetten und 60 Bettücher, die geliefert werden mußten, und ließ von den hölzernen Bettstellen und Strohsäcken der Kranken durchaus nichts verabfolgen. Nur durch Klugheit konnte der Lebensbedarf für die Anstalt auf 2 Tage durch Herablassung aus den Fenstern und durch Verbergung unter den fortgeschafften Sachen gerettet werden. Das gewaltsame Verfahren des Majors Pervant gieng so weit, daß er die Fortschaffung der der Anstalt gehörigen Sachen deswegen hinderte, weil zwei der Anstalt zustehende Stück Schlachtvieh und einige Kühe, die sich zur Nutzung daselbst befanden, weggetrieben worden seyn. Er bestand auf der Wiederherbeischaffung derselben und hielt das Räumungsgeschäft länger als eine Stunde auf, bis sich das Vieh in seiner Gewalt befand. Die Franzosen giengen allenthalben von der unsinnigen Meinung aus, die Heil- und Versorgungsanstalt auf dem Sonnensteine sey eine eroberte Festung, aus der bloß die Menschen ziehen durften, und welche nach Kriegsgebrauch dem Besitznehmer mit allen Vorräthen in die Hände falle. Die französischen Soldaten behielten den armen Kranken die Wäsche und andere Kleidungsstücke zurück und handelten wie die gefühllosesten Bar-

baren. Man hatte den Hausbewohnern die Räumung bis auf den letzten Augenblick verheimlicht und dann sollten 250 Bewohner binnen 2 Stunden ausziehen, ohne daß ein Lokale zu ihrer Aufnahme bereit war. Die Anstalt wurde in Ansehung der Gebäude recht absichtlich zerstört und verwüstet. In dem Zeitraume von 18 Stunden wurden zwei kleine wirthschaftliche Gebäude niedergerissen, ein Hauptgebäude sammt der kaum vollendeten Kirche abgedeckt, die Gartenmauern niedergeworfen, die schattigen alten Alleen ohne Schonung niedergehauen und die Gärten muthwillig zertreten und Preis gegeben. Dies alles that der Major Pervant so unbefangen, als ob er eine große That zu Stande brächte. Ueberhaupt giebt es kein Offizierkorps, unter dem so wenig Ehrgefühl herrschte, als unter dem französischen. Offiziere haben sich Thaten zu Schulden kommen lassen, vor dem die Menschheit zurückschaudert und es kümmerte sie nicht, ob Klagen, ob Bitten, sie vernahmen; sie fuhren in ihrem Unwesen fort und wußten sich gleichsam noch groß damit.

Solche Verheerungen, Niederträchtigkeiten und Gewaltstreiche erlaubten sich die französischen Truppen in einem Lande, dessen Regent so standhaft an dem Kaiser Napoleon hielt und der es nicht einmal glauben wollte, wenn ihm Klagen

über die Verwüstungen und Räubereien der Franzosen hinterbracht wurden!

---

Allein nicht bloß im Königreiche Sachsen verheerten, plünderten und raubten die Franzosen und ihre Regierung, sondern dies Geschäft trieben beide recht virtuosenmäßig in allen Ländern, wo sie ihren Fuß hinsetzten. Sie haben Erfurt, Danzig, Schwedisch-Pommern und viele andere teutsche Städte und Provinzen ausgeplündert. Die Stadt Danzig mußte für ihre sogenannte Freiheit anfänglich 20 Millionen Franken als Contribution und dann vermöge einer geheimen Uebereinkunft noch 10 Millionen erlegen.

Der Stadt Erfurt und ihrem Gebiete kostete die siebenjährige Sklaverei wenigstens funfzig Millionen Franken, und der ganze Grundbesitz der Provinz beträgt nur 37 Millionen. Drei Viertheile der Bewohner bestehen jetzt aus Armen und Verarmten, und der Grundwerth der Besitzungen ist zum Theil unter die Hälfte gesunken.

Wo französische Heere einrückten, da mußten die Länder unerschwingliche Contributionen aufbringen, die Soldaten gänzlich ernähren und alles herbeischaffen, was eine Armee zu ihrem Unterhalte braucht. Im J. 1805 mußten die öster-

reichischen Provinzen, welche von den Franzosen besetzt waren, eine Contribution von 100 Millionen und im J. 1809 eine noch stärkere erlegen.

Durch die unerhörten Bedrückungen und Lasten, welche die Franzosen ausübten und auflegten, sank der Werth des Grundeigenthums allenthalben bis auf die Hälfte, ja an einigen Orten noch weiter herab. Man ergriff jede Gelegenheit, wo man Geld erpressen konnte. In Hanau war im J. 1813 ein Maskenball. Einige Masken stellten französische Offiziere vor, die aus Rußland, von Kosaken verfolgt, flohen; die französischen Behörden wurden davon unterrichtet; ohne Umstände drangen sie mit bewaffneter Hand in die Häuser ein, und bemächtigten sich einer Anzahl der reichsten und angesehensten Einwohner und führten sie nach Mainz, und hier konnten sie ihre Freiheit nur für große Summen Geldes wieder erkaufen.

Sachsen und Preußen sind die Länder, welche die Franzosen am meisten bedrückt und ausgesaugt, und deren Einwohner sie am schändlichsten behandelt haben. Sie mußten die zahlreichen Lazarethe, welche in ihren Städten errichtet waren, unterhalten, wobei sich die französischen Vorsteher noch bereicherten. Die französischen Aerzte und Chirurgen bekümmerten sich wenig um die Besorgung der Kranken, sondern überließen sie den teutschen, durch deren Bemühungen

sehr viele französische Soldaten gerettet worden sind.

Im Jahr 1812 zog ein sehr großer Theil der französischen Armee durch die preußischen Länder, und mußte nicht bloß beköstigt, sondern auch mit allem versehen werden, was ihm seine Begierden und seine Genußsucht eingab. Jenseits der Weichsel machten die französischen Truppen Halt und blieben in dem eigentlichen Preußen eine Zeitlang stehen; hier hauseten sie fürchterlich, sie rissen die Bedeckung der Häuser herunter, zerstörten die Wohnungen, stahlen das Vieh und mißhandelten die Einwohner. Das Elend derselben überstieg allen Glauben und ihre Klagen nöthigten endlich den Präsidenten der ostpreußischen Regierung, Herrn von Schön, sich bei dem Kaiser Napoleon über die Bedrückungen zu beschweren, welche seine Soldaten verübten. Dieser hörte ihn anfänglich ruhig an; allein endlich fiel er ihm ungestüm in die Rede und fragte: „was wollen Sie, mein Herr? Wie müßte Preußen thun, wenn es von einem Erdbeben heimgesucht worden wäre?"

So spricht der grausame Wütherich, wenn er Klagen abhelfen soll, die er selbst verschuldet hat. Er wünscht den Druck, den er ausübt, als eine Naturnothwendigkeit angesehen zu sehen, um sich keine Vorwürfe machen zu dürfen.

Im Jahre 1813 drangen die französischen Truppen nach der Schlacht bei Bautzen in ei-

nen Theil von Schlesien ein und hauseten daselbst fürchterlich. Alles, was die Einwohner hatten, nahmen sie ihnen. Sie deckten die Dächer und brachen die Häuser ab, führten das Vieh fort und raubten ihnen alle ihre Habseligkeiten, und ließen ihnen nichts als die Augen zum Weinen. Viele Franzosen entschuldigten das, was sie späterhin in Sachsen einige Zeit vor der Schlacht bei Leipzig thaten, damit, daß sie sagten, man nehme den Einwohnern Sachsens doch noch nicht alles, wie in Schlesien, wo man ihnen auch gar nichts gelassen habe. 72 Dörfer sind in Schlesien fast gänzlich zerstört und die Einwohner sind entweder ein Raub der Krankheiten oder an den Bettelstab gebracht worden. Stellte man das Elend, das die französischen Truppen anrichteten, den Herren Offizieren vor, so fand man selten Einen, der darüber entrüstet gewesen wäre und es gemißbilligt hätte. Fast alle entschuldigten es mit der Antwort, es sey Krieg, und Rauben und Morden, Brennen und Sengen sey nicht zu verhindern.

Wir wollen hier kürzlich noch die ungeheuern Contributionen, welche Preußen nach dem Frieden zu Tilsit bezahlen sollte, und die Schikanen und Niederträchtigkeiten anführen, die es auszustehen hatte. Schon seit vierzehn Monaten war dieser Friede abgeschlossen, als endlich sich die französische Regierung entschloß, die wesentlichsten Bedingungen desselben zu erfüllen und dem Kö-

nige von Preußen die ihm gebliebenen Provinzen zurückzustellen. Während dieser Zeit hatte das Land gegen den Friedensvertrag die französischen Truppen ernähren und sich manche Schmälerungen und schmähliche Bedrückungen gefallen lassen müssen. Die französische Willkühr waltete, wie es ihr beliebte und sie bedrohete die Freiheit und das Leben der Unterthanen auf alle Art und Weise. Dem Lande war eine außerordentlich starke Contribution auferlegt worden und der König befahl gleich nach dem Frieden, die Contributionssache in Richtigkeit zu bringen. Man mittelte die Summen aus, welche Preußen von den auferlegten Contributionen bis zum 12. July 1807 an Frankreich noch schuldig war, und welche nach Berechnung der Friedenscommission zu Berlin noch 19 Millionen Franken betrugen. Allein der französische General-Intendant Darü verlangte mit Einschluß der bis auf den 12. July 1807 rückständigen Landeseinkünfte 154½ Million, und ließ hierauf bloß einen Abzug von 35½ Million als schon bezahlt zu. Nach französischen Forderungen war also Preußen an Frankreich noch 119 Millionen schuldig. Man erhielt indessen noch einige Abzüge und so kam endlich die Summe auf 112 Millionen zu stehen, deren Abtragung der General-Intendant Darü vor der Räumung des Landes verlangte. Da man sich nicht über die Art der Abbezahlung vereinigen konnte, so forderte der Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten endlich im August 1808 sogar 154½ Million, also 42½ Million mehr, als der General-Intendant verlangt hatte. Der Kaiser Napoleon war damit noch nicht zufrieden, sondern forderte endlich sogar 170 Millionen. Endlich erließ er dem preußischen Staate 30 Millionen, verlangte aber die Bezahlung von 140 Millionen. Am 8. Sept. 1808 sah sich der Prinz Wilhelm von Preußen endlich genöthigt, einen Vertrag zu unterzeichnen, worin obige Summe als gültig anerkannt wurde. Im May 1812 war diese ungeheuere Contribution durch Geldsummen, Colonialwaaren und Lieferungen an Getraide, Heu, Stroh u. s. w. an die französische Regierung völlig abgetragen; allein die preußische Regierung konnte es durch alle ihre Bemühungen nicht dahin bringen, daß jene mit ihr die Rechnung abgeschlossen hätte. Von dieser Zeit an ist Frankreich an Preußen für Lieferungen viele Millionen schuldig worden; allein die französische Regierung ist sogar so weit gegangen, daß sie behauptet, die preußische Regierung wäre ihr noch mehrere Millionen schuldig.

Außer der ungeheuern Contribution, welche Preußen zu erlegen hatte, mußte es den französischen Truppen drei Festungen an der Oder einräumen, welche zwar nach der theilweisen Abbezahlung der Contribution den Preußen zurück gegeben werden sollten; allein der französische Kaiser hielt nie Wort, wie sich dies von einem

Usurpator erwarten ließ. Außerdem giengen noch einige Militärstraßen durch das Land, auf denen ungehindert fremde Truppen marschiren durften. Das Gebiet von Danzig sollte einen Umfang von 2 Stunden (lieues) haben, aber durch Bestechung französischer Behörden wurde dieser Umfang auf 2 teutsche Meilen vergrößert. Privatpersonen wurden in den Festungen, in denen Franzosen standen, auf alle Art und Weise gemißhandelt, und die Einwohner wurden ohne Scheu ausgeplündert *).

Der französische Kaiser hatte teutschen Fürsten Domainen genommen und sie an seine Generale, Staatsbeamte, Verwandte und Lieblinge verschenkt. Diese zogen daher jährlich sehr große Summen aus Teutschland und Einige von diesen Donataires waren sogar so niederträchtig,

---

*) Der Dr. Kuhn hatte während des Marschall Davousts Aufenthalts zu Berlin einen Aufsatz in den Freimüthigen aufgenommen, in welchem der Sinn dahin lautete, daß sich für den Cäsar auch ein Brutus finden werde. Kaum entdeckten dies die Franzosen, so schickte man ihm Gensdarmen ins Haus und er wurde verhaftet. Der Verfasser des als gefährlich angesehenen Aufsatzes war K. L. M. Müller zu Leipzig, der ebenfalls von französischen Behörden verhaftet wurde, und nur nach langen Bemühungen seine Freiheit wieder erhielt.

daß sie den Fluß- und Teichbau auf die Gemeinden wälzten, in welchen ihre Domaine lag, ob dieser schon der Bau zukam. Sie führten an, der Kaiser Napoleon habe ihnen dieselbe für so und so viel angerechnet, und so viel müsse sie auch eintragen. In Paris vergeudete man das Geld, das man den Teutschen abgepreßt hatte und lachte des gutmüthigen Volkes, das sich solchen Druck und solchen Hohn gefallen ließ. Der Marschall Davoust wollte sogar seine Domainen in Polen dem Könige von Sachsen für zwei Millionen Thaler aufdringen; allein dieser Fürst schlug sein Anerbieten aus; daher Davousts Haß gegen den König von Sachsen und gegen sein Land.

Daß der Kaiser Napoleon seinen Anhängern in fremden Ländern Domainen anwies, dadurch wollte er die Sklaverei des Auslandes verewigen und seine Weltherrschaft auf unerschütterliche Grundlagen gründen; allein die Gottheit hat gerichtet und sie hat den Tyrannen zerschmettert, für den eine Welt zu klein zu seyn schien.

---

## Beschluß.

Wir haben ein Gemälde von Bedrückungen, Verhöhnungen, Räubereien und Verheerungen aufgestellt, das jedes teutsche Gemüth tief er-

schüttern, aber auch zu dem festen Entschlusse bringen muß, alles zu thun, daß solche schmähliche Zeiten nicht wieder kehren. Unsere Trennung machte uns schwach; unsere Schwäche verleitete die Franzosen, uns zu zertreten und uns als Sklaven zu behandeln. Was die teutsche Sprache durch Geist und Herz verbindet, das muß sich hinführo stets einigen. Alle müssen für Einen stehen und wir werden stark und unüberwindlich seyn. Uns ist der Muth natürlich, wie die Achtung gegen das Recht; feind sind wir den Bedrückungen, wie wir Sklavensinn hassen; gerecht sind wir, selbst auf unsere Kosten, und schätzen andere Völker oft mehr, als sie werth sind. Mit diesen Tugenden müssen wir hinführo die glühendste Vaterlandsliebe, den bittersten Haß gegen ausländische Bedrückung, eine nie zu ermüdende Aufmerksamkeit auf die Anfänge des Bösen, und die muthigste Entschlossenheit verbinden, sich ihm zu widersetzen, wenn es auch das Leben kosten sollte.

Was sich in teutscher Sprache verständigt, mit dem müssen wir Freund seyn bis in den Tod. Fest und unzerreißbar muß das Band seyn, das uns zusammenkettet. Die Uneinigen hat das Loos der Unterjochung betroffen, den Einigen leuchtet stets der Tag der Freiheit und des Glücks. Der Teutsche muß jeden Teutschen als seinen Bruder betrachten; jeder Zwist zwischen teutschen Völkerschaften, der zum Kampf ausartet, ist

Brudermord, und jede Eifersucht, die den Bruder beneidet, ein Aergerniß vor der Vernunft.

Gelitten haben wir fürchterlich, aber die Zeit der Prüfung hat uns zu Männern erzogen und als solche müssen wir uns stets in Wort und That zeigen. Wir haben uns achten gelernt und was teutsch sinnt und denkt, das ist unserm Herzen Stärke und Labung. Gott ist unser Trost im Sturm; getrost auf ihn blicken wir hin unter Trümmern und der Tod überrascht uns bei dem Gedanken an den, der mit gerechter Wage mißt, was jeder verdient hat. Herrlich ist der Lohn, den uns die harte Zeit gewährt hat, und schön ist die Aussicht, die sich jetzt eröffnet. Gleißnerischen Worten werden wir in Zukunft eben so wenig trauen, als scheinheiligen Handlungen; beide sind unser Verderben worden, und wir haben einsehen lernen, daß es Frankreich nie redlich mit uns gemeint hat. Schon vor grauen Jahren warnten uns unsere Voreltern, daß wir nicht den Franzosen trauen sollten, weil sie nichts als Unheil und Verderben sönnen. Wir waren zu gutmüthig und glaubten, sie würden menschlich denken und gerecht handeln, allein unser Vertrauen ist uns theuer zu stehen gekommen.

Wir haben uns selbst vertrauen gelernt, und der ist nie verloren, der sich selbst nicht aufgiebt. Mit dem Selbstvertrauen wächst der Muth und dieser verdoppelt die Kraft, und wir helfen, wo es eine gerechte und heilige Sache gilt.

Alles Böse hat einen kleinen Anfang, aber das Glück macht es dreist; verwegen schreitet es auf seiner Bahn fort und zertritt und zerstört keck, was ihm in den Weg tritt. Napoleon heuchelte Freiheit und übte unter der Vorspieglung derselben die größte Tyrannei aus; seine Gewalt wuchs, und je größer diese wurde, desto mehr vermehrte sich seine Herrschgier und Eroberungssucht. Endlich gnügte ihm nicht Frankreich, sondern er wollte die ganze weite Erde beherrschen. Man hielt diese Weltherrschaft für ein Hirngespinnst, und als wir uns besannen, stand schon die Riesenmacht da, welche fast ganz Europa umschloß. Ihre Denkmäler sind Zerstörung der Länder, Verarmung der Einwohner, Blut in Strömen vergossen, Verstummen der Geister und Verschwinden aller Wahrheit, alles Rechts und aller Freiheit. Ein solches Ungeheuer muß uns stets zur Warnung dienen und nie dürfen wir vergessen, daß das, was mit einer Freventhat auftritt, nie wieder auf den Pfad der Tugend zurückkehrt. Vergebens ist alle Hoffnung der Besserung, wo man durch Hochverrath einen Thron erwirbt, und umsonst harren wir auf das Glück, wo man das Zerstören zur Sache der Ehre gemacht hat.

Teutsche! vertrauet euch stets selbst und verlaßt euch, mit dem Degen in der Hand, auf Gott und ihr seyd frei und geachtet. Tapfer seyd ihr, weil ihr gerecht seyd; aber bedenkt, daß

durch Zaudern schon oft die Freiheit verloren gegangen ist, und daß das Glück nur dem Muthigen und Entschlossenen und Schnellen lächelt. Seyd geschworne Feinde jeder Unterdrückung und steht dem Unterdrückten bei. Wisset, daß euch Einigkeit stark und unüberwindlich macht, und verflucht jeden, der Zwietracht zwischen euch zu stiften trachtet. Ihr seyd Männer und wolltet feig klagen, wo mit dem Schwerdte drein geschlagen werden muß? Gehorchet freudig dem Gesetze und opfert lieber das Leben auf, als daß ihr unrecht thun solltet. Dem redlichen Manne ist die Gottheit hold und der Tugendhafte wankt und zagt nicht, wenn sich auch die furchtbarsten Stürme über seinem Haupte zusammenthürmen sollten. Steht Alle für Einen, ehrt die Freiheit und gehorcht den Forderungen der Gerechtigkeit, und die fremden Nationen werden euch achten und fürchten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Armbruster, Johann Michael,

Sündenregister der Franzosen in Teutschland ein Seitenstück zu der Schrift:
Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung

Germanien [vielm. Berlin] [1814]

Germ.g. 478 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017414-6